Novellen
von
Will Vesper



H. Haessel. Verlag. Leipzig

Einbandzeichnung von Käte Vesper-Waentig

Satz und Druck von Hesse & Becker

Viertes bis siebentes Tausend

Inhalt

Verwickelte Geschichte

Es ist wirklich eine etwas verwickelte Geschichte, aber sie spielt auch in einer Zeit und in einer Stadt, die für solche Historien sich ziemen. Es war am Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, damals als Francesco Foscari Doge, oder sagen wir lieber Herzog von Venedig war; denn er war ein sehr eigenwilliger und eigenmächtiger Herr und glich mehr einem absoluten Regenten, als einem Diener des Staates. Übrigens tut das hier wenig zur Sache. Genug, er war Herr von Venedig.

In dieser Stadt lebten damals zwei junge Adlige, Geronimo Bembo und Anselmo Barbarico, beide aus vornehmsten und reichsten Häusern, beide angesehene und bekannte, reiche und verdiente junge Leute, jeder Besitzer einer der stolzen venetianischen Paläste, die wir noch heute bewundern. Doch man

beachte, daß diese Paläste nicht an einem der bekannten Kanäle, sondern an einer kleinen Piazza lagen, nachbarlich und mit der Rückseite jeder an einen hübschen, verschwiegenen und tiefverwachsenen Garten stoßend.

Wie das so geht, trug die Nachbarschaft der beiden Herren aber keineswegs dazu bei, sie einander nah und näher zu bringen. Sie konnten sich vielmehr, wie man so sagt, nicht riechen. Aus irgendeinem Grunde oder auch aus keinem Grunde, den sie hätten angeben können, waren sie Feinde, was damals mehr sagte als heute. Auch heute können feindliche Nachbarn sich das Leben schwer genug machen, damals aber endete eine solche feindliche Nachbarschaft leicht und gern mit Mord und Totschlag, und auch Anselmo hüben und Geronimo drüben warteten jeder nur auf die günstige und passende Gelegenheit, dem Feinde einen Degen oder sonst ein kitzliges Instrument zwischen die Rippen und ins Herz zu jagen. An dieser durchaus gegenseitigen freundlichen Absicht änderte sich auch gar nichts, als die beiden, die so ziemlich in einem Alter waren, auch in so ziemlich gleicher Zeit sich unter den dafür in Frage kommenden Töchtern des Landes eine hübsche Jungfrau aussuchten, und mit dem nötigen und hergebrachten Pomp als niedliche junge Ehefrauen in ihre benachbarten und mit so alter Feindschaft geladenen Palazzi führten.

Eigentlich hätte sich ja die Sache dadurch leicht ein wenig ändern können; denn diese beiden Damen waren Freundinnen von jeher und von Jugend auf und freuten sich also heimlich auf die kommende Nachbarschaft und gedachten der Feindschaft ihrer Ehemänner schon so nach und nach, wie Frauen das ja verstehen, wenn sie wollen, sozusagen den Stachel auszuziehen. Aber darin hatten sie sich getäuscht. Die Feindschaft der beiden Männer war allzu alt und ins Fleisch gewachsen, die gewöhnlichen Mittel verschlugen da nichts und alle Versuche der Frauen, die trennende Mauer zwischen den beiden Palästen, in der sogar noch ein kleines altes verstecktes Gartenpförtchen auf einstige gute Beziehungen deutete, niederzureißen, mißlangen. Die Männer gaben beiden Frauen den strengsten Befehl, nie auch nur die Blicke freundlich auf dem Nachbarhause ruhen zu lassen, untersagten allen Verkehr und alle Annäherungsversuche aufs erbittertste und verlangten womöglich, daß auch die Frauen, die doch zum Lieben gemacht sind, auch an ihrem Haß sich beteiligen sollten.

Die Damen ließen die Köpfe hängen, dachten ihr Teil und verschafften sich zunächst einmal mit Hilfe ihrer Zofen ein Schlüsselchen zu dem alten Tor in der Mauer, das denn auch bald gut geölt und lautlos sich öffnete und so wenigstens den beiden Freundinnen gestattete, sich dann, wenn die

Männer nicht daheim waren, heimlich in ihren Gärtchen zu treffen, ja sogar einander in den feindlichen Palästen zu besuchen und gegenseitig die schöne Einrichtung ihrer Gemächer, ihres Eßsaales und selbst ihrer hübschen Bettkammer zu zeigen, so daß die Damen zuletzt eine im Hause der anderen bald ebenso gut Bescheid wußten wie in ihrem eigenen. Um so mehr bedauerten sie, daß diese freundlichen Besuche heimlich und beinahe unter Lebensgefahr unternommen werden mußten, und oft genug überlegten sie, wie sie doch ihre Männer aussöhnen könnten, aber immer vergeblich.

Da kam ihnen — ich weiß nicht, ob ein wenig vorbedacht, oder nur aus Zufall, aber es gibt ja keine Zufälle — jedenfalls kam ihnen ein Umstand zu Hilfe, der eigentlich geeignet gewesen wäre, auch ihre Freundschaft in die Brüche gehen zu lassen, wenn sie nicht so fest gekittet gewesen, wenn die Freundinnen nicht einen so hübschen Ausweg aus der Falle des Schicksals gefunden hätten.

Es war ungefähr im dritten Jahre der beiderseitigen Ehen, in einer Zeit also, wo nach dem Muster mancher Ehen auch diese etwas kühler zu werden anfingen. Man muß wirklich glauben, daß in diesem Umstand etwas sozusagen Typisches und Schicksalsmäßiges liegt, denn in beiden Ehen, die ja gleichzeitig geschlossen waren, geschah so, ziemlich gleichzeitig dasselbe. Die beiden Männer

die bis dahin nur die gewiß hübschen Gesichtchen und sonstigen Dinge ihrer jungen Ehefrauen angesehen hatten, hoben ihre Augen auf und sahen ein wenig um sich, nicht allzu weit, aber doch zum mindesten bis in die Nachbarschaft. Anfänglich waren es ohne Zweifel nur Blicke des Zornes, die über Mauern und Garten hinweg die feindliche Behausung streiften, gewissermaßen so aus alter Gewohnheit. Aber während sie früher dort meistens nichts Beachtenswertes oder höchstens das verhaßte, zurückzuckende Gesicht des Feindes gesehen hatten, bemerkten sie jetzt mit ihren, wie gesagt etwas weiter geöffneten Augen das hübsche reizende und gar nicht so schnell zurückzuckende, gar nicht so verhaßte Gesichtchen der Ehefrau des anderen. Die guten Frauen sahen gewiß jede den Gatten der Freundin durchaus freundlich, höchstens mit einem mitleidvollen Bedauern an und jedenfalls, um es kurz zu sagen, kam es zuletzt dahin, daß Anselmo ebenso verliebt war in Donna Lucia, die Gattin seines Feindes, wie umgekehrt Geronimo in Donna Isotta, die Gattin des Anselmo.

Man darf sich darüber nicht wundern, die Sache ist gar nicht so seltsam und lag gar nicht so fern. Es ist von jeher gerade unter Feinden eine Art Kriegsrecht, eine ganz besonders gesuchte und beliebte Rache gewesen, den Gegnern die Frauen auszuspannen, schon deshalb, weil die Wunde, die man

ihnen damit an so empfindlicher Stelle beibringt, zugleich für die eigene Person allerlei Annehmlichkeiten hat. Es ist natürlich eine ganz abscheuliche Sache, aber wohin kann der Haß den Menschen nicht bringen? Und doch gilt der Haß unter den Leuten meist für etwas Ehrenwerteres als die Liebe.

Auch Anselmo, ebenso wie Geronimo gestanden sich keineswegs ein, daß sie ganz einfach verliebt waren, sondern sie verzuckerten sich die Sache in ihrer Art, indem jeder vor sich selber sich entschuldigte, daß er der Gattin des anderen nur darum nachstelle — denn damit begannen sie nun beide — um dem verhaßten Feinde recht eins auf die Stirne zu brennen.

Man kann sich denken, wie Donna Isotta erstaunte, als sie plötzlich von einer alten Spitzenhändlerin, der sie öfter von ihrem Kram abkaufte, mitten unter den zierlichsten Spitzen, ein Briefchen in die Hand gedrückt bekam, es aufmachte und darin die schönsten Liebesschwüre des Geronimo fand und sogar ein gereimtes Verschen, das er sich bei einem Schreiber am Rialto eigens hatte machen lassen. Sie begriff diese angenehme Neuigkeit nicht so bald, als sie auch schon wie der Wind aus dem Hause, hinunter in den Garten lief — ihr Mann war glücklicherweise gerade nicht zu Hause — und auf das Pförtchen zurannte, um Donna Lucia recht brühwarm von dem zu unterrichten, was da ihr

Ehemann plane. Als sie aber das Pförtchen von der einen Seite aufschließen wollte, öffnete es Donna Lucia gerade von der anderen, und mitten unter dem Torbogen begegneten sich die beiden Frauen von ihrer wahren und lobenswerten Freundschaft getrieben, und es stellte sich heraus, daß Donna Lucia ebenfalls ein Briefchen in der Hand hatte, in dem, jedenfalls dem Sinne nach, so ziemlich dasselbe stand, wie in dem der Donna Isotta, nur daß es diesmal von Anselmo geschrieben war und auch kein Verschen dabeilag, denn davon hielt Anselmo durchaus nichts. Aber dafür war ein sehr schöner Edelstein in das Briefchen gewickelt, woraus man sieht, daß Anselmo die Weiber im allgemeinen ganz gut kannte, aber nicht diese im besondern.

Die beiden Frauen also vertrauten sich nun an, was ihre sauberen Ehemänner vorhatten und im Schilde führten und hielten Kriegsrat, denn diese beiden Damen lebten, wie ich sagte, in dem Jahrhundert, das von Liebesdingen von allen bisherigen Jahrhunderten weitaus am meisten verstand. Ich meine nicht von den kleinen süßlichen Schleckereien der Liebe, sondern von ihren großen Schlachten und Feldzügen, von ihren Kriegen bis aufs Messer und ihren großen Siegen und Niederlagen, bei denen man immer und zu jeder Zeit auch das Leben einzusetzen bereit war.

Die beiden Frauen also, wie zwei Feldherrn, überschauten das Schlachtfeld, bedachten ihre Kräfte und Ziele und beschlossen einander so in die Hände zu spielen, daß ihre beiden untreulustigen Ehemänner ehrlich bezahlt würden, und sie, die Frauen, selber dabei doch auch auf die Kosten des Feldzuges kommen möchten.

„Wenn wir," sagte Donna Isotta, „jede nun unserem verliebten Galan, ich deinem und du meinem Gemahl, einen Korb gäben, deutlich abwinkten, wohl gar eine jede den eigenen Mann davon unterrichteten, was der andere ins Auge gefaßt hat, so wäre der Abgrund zwischen unseren Häusern nur noch vergrößert, ja es würde ohne Zweifel ein Anlaß werden, daß sie ihre Waffen gegeneinander zögen, kurz, wir könnten das größte Unheil damit anrichten."

„So ist es, Liebste," sagte Donna Lucia, „und du hast das ganz richtig erkannt. Was also tun?"

„Einstweilen," sagte Donna Isotta, „können wir ja die Sache noch ein wenig laufen lassen, obgleich du dabei ein besseres Geschäft machst mit deinen Edelsteinen, als ich mit meinem Verschen."

„Und dann?" sagte Donna Lucia. „Du weißt ja wie es geht, sie werden nicht dabei stehen bleiben."

„Das werden sie nicht," sagte Donna Isotta, „dann werden wir ihnen eben nachgeben müssen."

„Aber, Liebste," sagte Donna Lucia, „ich will alles gern mit dir teilen. Nur meinen Mann hätte ich lieber allein für mich. Es ist auch jetzt," sagte sie lächelnd, „da wir nun drei Jahre verheiratet sind, gar nicht mehr soviel zu teilen an ihm."

„Wie an dem Meinen," sagte Donna Isotta. „Auch der Meine hat ja, wie du weißt, es noch nicht dahin gebracht, daß ich Mutter wäre, wonach mich so sehr verlangt als dich."

„Das weiß der Himmel," sagte Donna Lucia. „Sie sollten wahrhaftig zunächst einmal ihre Pflicht tun, dann könnte man ja darüber hinaus ein Auge zudrücken, wenn es denn sein müßte. Aber wie gesagt, es ist nicht die Rede davon."

„Liebste," sagte Donna Isotta, die, wie aus allem hervorgeht und wie man sieht, die Geriebenere war: „Liebste, was gibst du mir, wenn ich dir deinen Mann zuführe in einem Feuer, wie er vielleicht — Gewöhnung, wie wir beide wissen, stumpft ab — in einem Feuer also, in dem du ihn lange nicht mehr hast brennen sehen. Aber kurz und gut, wir werden die Sache so und so und so machen." Und jetzt sagte sie ihr, was ihr gleich hören werdet, und was Donna Lucia so einleuchtete, daß sie der Freundin vor Freuden um den Hals fiel, und was so lustig schien, daß beide gar nicht erwarten konnten, bis die Zeit ihren Plan zur Aus-

führung gereift hätte. Zunächst nämlich erforderte die Strategie, in der sie, wie gesagt, Meisterinnen waren, daß sie ihre armen Ehemänner sich in heimlichen Briefchen, in Verschen und Geschenken, in Erwartung und Begehren, in verliebtem Äugeln und Winken abzappeln und abmatten ließen. Oft kam eine jede heimlich das Lachen an, wenn sie da ihren Ehemann am Schreibtisch schwitzen und drechseln sah, und wenn sie bemerkten, wie die Männer sich vor den Fenstern nach dem Nachbarhaus zu tun machten und dergleichen, und wenn dann sie, die Frauen, die Früchte der mühsamen Arbeit einander anvertrauten und aushändigten. Denn das war ausgemacht worden, daß jede der anderen die Briefchen, Verschen und Geschenke des Ehemannes sogleich ausliefere, damit doch alles, wenn auch ungewollt und ungeahnt, an die einzig berechtigte und Gott wohlgefällige Stelle komme.

Und ganz genau so dachten sie es weiter zu halten, in betreff wichtigerer Dinge, und hielten sie es auch. — Wenn man das für eine große Aufopferung und einen starken Beweis von wahrer Freundschaft hält, so hat man recht und muß doch bedenken, daß schließlich die Sache auf Gegenseitigkeit beruhte und also ganz so wunderbar nicht war, vielmehr durchaus glaubhaft ist und bleibt.

Als endlich die beiden seltsamen Freier so weit waren, als sie nach der Meinung ihrer Frauen

genügend hingezogen und aufgezogen waren, als sie mit Beschwörungen und Eiden, Gelöbnissen und dergleichen mehr, jeder sich einige Monate abgemüht hatten, die Frau des anderen zu einem Stelldichein und was rechtmäßig dazu gehört zu bewegen, da erhielt jeder der Liebhaber ein Briefchen, er möge doch in der und der Nacht auf diesem oder jenem geheimen Schleichpfad, geführt von der Hand der Zofe, in dem Hause, das er früher so gehaßt und in dem er sich nun solche besondere Freuden versprach, erscheinen, beide natürlich in derselben Nacht, was die Sache für die Frauen sehr vereinfachte, da nun die Männer zusehen mochten, wie sie jeder vor der eigenen Frau ihr Fernbleiben entschuldigten. Aber das brachten sie fertig, und die Frauen machten es ihnen ja auch nicht allzu schwer.

Die beiden Liebhaber, sonst so verschiedenen Sinnes, diesmal ohne es zu ahnen durchaus auf dasselbe erpicht, schlichen also, mit allerlei Winkelzügen zunächst ihre Spur verwischend und zuletzt im Dunkel der Nacht am eigenen Pallazzo vorüberhuschend, jeder in das Haus des verhaßten Feindes und der Geliebten und dachten hier ein Werk des Hasses und der Liebe, sozusagen mit einer Klappe zu schlagen. Es versteht sich, daß die beiderseitigen Zöfchen, ganz in den Plan ihrer Herrinnen eingeweiht, sich ausgezeichnet benahmen,

die heranschleichenden Liebhaber bei der Hand ergriffen, das andere Patschchen ihnen, wenn sie etwa sprechen wollten, auf den Mund legten, ihnen leise flüsternd erklärten, daß dicht neben der Kammer der Herrin der Tod in eigener Person schlafe oder wache, daß also alles in tunlichster Stille und dunkelster Heimlichkeit vor sich gehen möge und müsse. Dann führte eine jede den Herren des Nebenhauses in die Schlafkammer seines Feindes, schob ihn durch die Türe und vielleicht sogar ans Bett und überließ es ihm, das übrige selbst zu finden.

Die beiden Frauen hatten es unterdessen wesentlich einfacher. Sowie die Männer sich davongemacht und auf ihre Schleichwege begeben hatten, liefen sie hinten herum, durch das Gärtchen, begegneten sich unter dem Gartenpförtchen, wünschten sich schnell noch einmal Glück zu ihrem Unternehmen und schlüpften jede in das Bett der anderen, den eigenen Gemahl mit einiger Neugier und Genugtuung erwartend. Der kam denn auch, wie ich schon sagte, und das übrige mag sich dann ein jeder selbst denken, wobei er aber wohl im Auge behalten muß, daß alles ja nun glücklich so legitim und moralisch wie möglich zuging und daß hier nichts geschah als das, wozu jede Ehe geschlossen ist und was von Gottes und Staats wegen gesegnet, erlaubt und sogar gefordert wird.

Die beiden Ehemänner freilich hatten keine Ahnung davon, daß sie gar nichts Böses taten und insofern waren sie vielleicht strafbar. Sie tappten im Dunkeln und ins Dunkel, und wer weiß, wann und wie ihnen jemals hätte ein Licht aufgehen sollen, wenn nicht hier ein fremdes Schicksal mit neuer Verwicklung und endlicher Lösung eingegriffen hätte.

Die guten Frauen, die sich anfänglich gar nicht genug zu ihrem schönen Streich glückwünschen konnten, gerieten wirklich beide nach einiger Zeit in die peinlichste Verlegenheit und sahen den Zeitpunkt vor sich, wo sie ihren Männern die verdeckten Karten, mit denen sie spielten, aufdecken mußten. Und obgleich sie durchaus im Recht waren und nichts Unrechtes getan hatten, hatten sie dennoch, wie sich denken läßt, eine nicht kleine Angst vor dieser notwendig ein wenig heiklen und für die Männer nicht gerade ruhmreichen Aufklärung, aber aufschieben ließ sie sich nicht mehr lange. Denn was drei Jahre der Ehe nicht vermocht hatten, das vermochten jetzt einige wenige Wochen. Es war kein Zweifel mehr, daß die beiden Häuser, der Bembi sowohl wie der Barbarici, nicht aussterben, sondern durch einen Erben oder eine Erbin würden erfreut und fortgepflanzt werden. Während die Frauen dies bemerkten und einander gestanden und noch darüber brüteten, wie sie auf die möglichst ungefährliche Weise ihren Männern über die ganze

2*

verwickelte Sache ein Licht aufstecken sollten, griff, wie ich andeutete, das Schicksal mit einer zunächst etwas rauhen, dann aber ganz geschickten Hand ein und brachte die ganze Geschichte vor die Öffentlichkeit, glücklicherweise, denn sonst hätten auch wir sie nie erfahren.

Wie man sich vielleicht noch erinnert, war damals Francesco Foscari Herzog von Venedig. Dieser Francesco hatte einen Brudersohn, also auch ein Foscari, namens Ludovico, ein junger, tüchtiger Geselle, des Herzogs rechte Hand und ihm in allem lieb und wert. Dieser Ludovico verliebte sich in eine junge Witfrau aus bestem Hause, sie hieß, sagen wir Gismonda. Ihr Familienname tut weiter nichts zur Sache, genug sie war aus edelstem Hause und Ludovico hätte in aller Ruhe und Offenheit in ihr Haus gehen und um ihre Hand anhalten können. Aber es kann sein, daß er soweit nicht gleich gehen wollte, jedenfalls hatte er irgendwelche Gründe, die Sache mehr im Verborgenen zu halten. Vielleicht sprach auch die Staatsräson mit, aber das wahrscheinlichste ist, daß er zwar wie ein Wilddieb jagen und schießen, aber doch nicht gleich die ganze Jagd kaufen wollte. Dennoch kam er mit der schönen Witfrau so weit überein, daß sie einander heimlich sehen und kennen lernen wollten, und daß also der Prinz nächtlicherweise in ihre Kammer kommen solle.

Gismonda nun wohnte bei ihren Eltern, die zwar einer öffentlichen Werbung sicher keine Schwierigkeiten, einer heimlichen Buhlschaft aber um so mehr gemacht hätten, da sie die Welt und die Leute vom Schlage des Ludovico vielleicht besser kannten als die verliebte Witib. Aber mögen die Eltern ihr Haus verschließen so fest sie wollen, die Töchter finden schon einen Weg, den Geliebten herein zu lassen.

Gismonda ließ also in einer Nacht, die sie mit Ludovico ausgemacht, eine, wie sie meinte, ganz solide Strickleiter von ihrem Fenster herab — ein damals sehr gebräuchliches Requisit, das fast alle jungen Damen der Zeit in ihren Kämmerchen für alle Fälle scheinen verborgen gehalten zu haben. Ludovico kam, ergriff das Ende der Leiter und kletterte hinan und kam auch bald in eine ziemliche Höhe. Sei es aber, daß ihn schwindelte, oder daß er allzu hitzig hinangestürmt war und fehlgetreten hatte, oder daß die Leiter einfach riß, genug er stürzte dicht vor den zugreifenden Händen der Geliebten ab und schlug unten mit aller Wucht auf das Pflaster, daß ihm die Rippen im Leibe krachten und wohl auch einige in Stücke gingen. Aber in der furchtbaren Betäubung, die über ihm zusammenschlug, behielt er noch soviel Geistesgegenwart oder Instinkt, daß er nicht vor dem Haus und Fenster der Dame wollte gefunden werden.

Er kroch also, so gut und so schnell es ging, von dem Haus der Geliebten hinweg, über die kleine Piazza, an der es stand, und verbarg sich gegenüber im Schatten zwischen zwei Häusern, eben den nachbarlichen Häusern, von denen vorher die Rede war, den Häusern des Bembo und des Barbarico. Als er diesen Winkel mit Aufbietung aller Kraft erreicht hatte, brach er vollends zusammen, die Sinne verließen ihn und er lag da wie ein Toter. So fand ihn nach einiger Weile, aber noch tief in der Nacht, eine Wache des Herzogs. Man kann sich denken, wie sie erschrak, als sie den Prinzen erkannte. Ihr Führer ließ sogleich den, den er für tot hielt, in die nächste Kirche tragen, gedachte aber sofort noch mehr zu leisten und womöglich dem Herzog zugleich mit der Todesnachricht auch die Verhaftung der Mörder anzuzeigen, denn an nichts anderes konnte er denken, als daß der Prinz, dem das Blut aus Nase und Mund gelaufen, von Mördern so sei zugerichtet worden. Was lag also näher, als daß er die Häuser, bei denen er den Ermordeten gefunden, sogleich durchsuchen ließ. Er versprach sich davon um so mehr einen Erfolg, weil er die Türen zu beiden Häusern offen fand. — Eine kleine Vorsicht der beiden, gerade auf ihren Abwegen irrenden Feinde, die ihre Heimkehr unauffälliger machen sollte.

Der Führer drang also so schnell wie möglich

selbst in das eine Haus und sandte zugleich Leute in das andere.

Man kann sich vorstellen, daß Anselmo wie Geronimo nicht sehr erfreut waren, als sie plötzlich vor der Türe der Kammer das laute: „Im Namen des Staates!“ hörten. Beide vermuteten nichts anderes, als daß ihr Feind sie hier mitten in seinem Gehege überraschen und verhaften lasse. Beide hielten das zwar für eine unfeine und gemeine Art, in solchen Dingen die Hilfe des Staates anzurufen, aber beiden blieb nichts anderes übrig, als sich zu bedecken, so gut es in der Eile anging und so den hereindringenden Sbirren entgegenzutreten, während die Geliebte, die sie noch eben im Arme gehalten, schon bei dem ersten Lärm voll Angst, hier vor Fremden von dem auf so seltsame Weise betrogenen Gatten erkannt zu werden, entschlüpft und entronnen war.

Unter dem Gartenpförtchen begegneten sich die beiden erschreckten Frauen, halb bewußtlos vor Angst und gänzlich ratlos, was das zu bedeuten habe und warum sich auf einmal der Staat in ihren ohnedies genug verwickelten Privathandel mische. Da sie beide in dieser Sache aber gleich klug waren, fanden sie keinen Trost beieinander und eilten, so schnell sie konnten, in ihr Haus. Dort waren inzwischen die beiden Männer von der Wache verhaftet worden, da der Umstand, daß die beiden

Herren hier in vertauschten Rollen, jeder in der Kammer des anderen gefunden worden, in dem Kopf des Sbirrenführers natürlich doppelte Verwirrung anrichtete, und er weiß Gott welche Verschwörung hinter dem, was er nicht begriff, vermutete.

Im Scheine einiger Fackeln sahen sich also Anselmo und Geronimo plötzlich jeder aus dem Hause des anderen treten, in einem Zustand, den sie selber sogleich leichter begriffen, und vor dem ihnen beiden, wie sie meinten, ein Licht aufging, grell und abscheulich, das aber doch auch nicht das richtige war.

Im ersten Anblick und Zorn wollte sich ein jeder auf den anderen stürzen, aber zugleich bedachte jeder, daß er ja in der gleichen Verdammnis sei, auch wurden sie sich plötzlich bewußt, welche Schande jeden bedrohe, wenn er hier öffentlich das bekannt werden ließe, was für jeden Fremden sehr lächerlich sein mußte, nur nicht für sie selber. Auch nahmen sie nun aus den Drohungen der Wache soviel ab, daß man sie irgendeines Verbrechens, von dem sie sich frei wußten, beschuldige, und also hielten sie es für das Beste, zunächst einmal zu schweigen und abzuwarten, wie der Hase laufe. Auch war jeder in seinem Inneren beschäftigt genug, alle gemeinen Schimpfnamen, die er nur erdenken konnte, zu sammeln, und sie mit stummer Gebärde und einem heimlichen Drohen der Faust gegen das eigene

Haus zu schleudern, wo an den Fenstern die angstvollen Gesichter der Gattinnen wie Gespenster erschienen und verschwanden. Dann wurden sie von der Wache abgeführt und in ein Gefängnis geworfen. Man leuchtete ihnen durch einige dunkle Gänge und zuletzt in ein enges kellerartiges Gemach hinein, in dem man sie für diese Nacht miteinander aufzuheben dachte.

Die neuerliche, unfreundliche Art, solche gefährlichen Gefangenen sofort zu trennen, kannte man damals zum Glück noch nicht, oder man verachtete sie, da man ja auch überzeugende Mittelchen genug hatte, der Wahrheit, allen Verabredungen zum Trotz, auf die Spur zu kommen.

So sahen sich also die beiden Männer, die einander zeitlebens so feind gewesen, sich nie das Wort und kaum den Blick gegönnt — wiewohl sie zuletzt einer dem anderen, wie sie jetzt meinten, wenn auch unfreiwillig, doch von ihrem Besten mitgeteilt hatten — sahen sich also allein gelassen und zusammen eingesperrt in einem Raum, in dem sie beinahe einander auf den Füßen standen, angeklagt eines Totschlages, wie sie jetzt vernommen, umgeben von Nacht und den bittersten Gedanken, nicht über die Anklage, sondern über die andere Entdeckung, und hätten nun in aller Ruhe einander an die Gurgel fahren können. Aber wie konnte einer dem anderen mit einiger Logik das zum Vor-

wurf machen, was er ebenso augenscheinlich selbst begangen? Das zu bedenken, blieb ihnen noch Vernunft genug. Auch wollte jeder, obgleich es ja für sie keinen Zweifel mehr gab, doch von dem anderen gerne das bestätigt hören, was er wohl zu wissen meinte, um dann gänzlich ungehindert alle Schlangen der Wut auf die schuldige Gattin loslassen zu können.

In solchen Dingen finden sich die Männer leicht und was sie sich selbst und sogar dem Nebenbuhler schließlich verzeihen, das nehmen sie den Frauen dennoch gewaltig übel.

Ein Weilchen also hockten sie schweigend in der Finsternis, konnten einander nicht einmal sehen, und hörten nur, wie plötzlich jeder aus der Tiefe des Herzens heraus einen Seufzer ausstieß, als gelte es, mit dem Atem einen Zentnerstein zu heben. Dann schwiegen sie wieder, bis Geronimo sich ein Herz faßte und, um nur ein Gespräch, nach dem ihn verlangte, in Gang zu bringen, zwischen den Zähnen hervorstieß: „Diese Bestien!" Und sogleich im Dunkeln die Gestalt des Feindes umklammernd rief er: „Bei allen Heiligen und Gottes Barmherzigkeit sagt mir, Ihr wart doch bei meiner Frau, als man Euch fing?"

„Und Ihr bei der meinigen?" sagte Anselmo.

„So ist es," sagte Geronimo, „und nicht zum erstenmal."

„Auch ich nicht," sagte der andere, „wahrhaftigen Gott."

Und so, da die Rede nun einmal in Fluß war, bekannten sie sich gegenseitig ihre Schleichwege und die Umstände und die Zeit und den ganzen Verlauf, kamen sich vor wie zwei Verdammte, die in einem Höllenpfuhl schmoren und die nicht mehr daran denken, daß sie einander selbst hineingebracht, vielmehr sah jeder nur die Schandtat und das Verbrechen der eigenen Frau und starrte dies an wie eine Ungeheuerlichkeit, griff sich an den Kopf, ob da nichts wachse, und sie bedauerten nur, daß sie nicht sogleich mit Pech und Schwefel über die Sünderinnen herfallen könnten, um sie dorthin zu schicken, wohin sie nach ihrer Meinung gehörten.

„Und von dem Totschlag an dem Foscari," sagte Anselmo, „dessen man uns beschuldigt, wißt Ihr nichts?"

„Es wäre mir lieber," sagte Geronimo, „ich wüßte davon, so säße ich doch in einer anständigen Sache hier und Venedig hätte nichts zu lachen über uns, wie es tun wird, wenn es das erfährt, was wir wissen."

„So ist es," sagte der andere, „auch mir wäre es lieber. Wer möchte so noch leben!"

So waren die Menschen damals, das Leben galt ihnen nichts, und die Ehre alles, und ein Mörder zu heißen, das war unter Umständen eine ganz

ehrenvolle Sache, namentlich wenn es sich um einen so hohen Herrn handelte, wie den Foscari. Da kamen sie vielleicht noch in den Geruch, Retter des Vaterlandes und alte echte Republikaner zu sein. Aber öffentlich den wahren Handel, in dem sie sich befunden, einzugestehen, selbst die Decke von ihrer doppelten und so lächerlichen Schande abzunehmen, das schien ihnen ganz unmöglich. Und so segneten sie fast den Zufall, der ihnen einen so ehrenvollen Ausweg gelassen und beschlossen mit feierlichen gegenseitigen Schwüren und Verabredungen, die Schuld auf sich zu nehmen, die sie gar nicht hatten, um nur die nicht einzugestehen, die sie zu lächerlichen Narren und Hahnreien gemacht hätte.

Alle Heutigen werden darüber staunen. So sehr verändern sich die Sitten und Anschauungen von Ehre und Ehe.

Aber lassen wir diese in ihrer Verzweiflung und Todesgedanken, die fast so etwas wie Freundschaft zwischen ihnen hervorbrachten, und schauen wir nach den anderen, die unterdessen gleichfalls in dem verwickelten Netz des Schicksals zappelten.

Als der Führer der Sbirren den vermeintlichen Leichnam des Ludovico Foscari in die Kirche gebracht hatte, übergab er ihn da den Mönchen, denen die Kirche gehörte, damit diese sogleich und in höchster Eile eine Seelenmesse über den hohen Herrn läsen, der aller Voraussicht nach ungeweiht

und ungesalbt, ungebeichtet und ungewaschen ins Jenseits abgefahren war und für dessen Seele daher nach dem Glauben jener Zeit Gefahr im Verzuge war, wenn sie nicht noch schleunigst und nachträglich soviel von den Gnaden der Kirche erhielt, wie man einem Toten, der schon abgereist ist, noch nachsenden kann. Die Mönche machten ihre Sache ganz wacker und ehrlich, nicht so holla hui, wie manche bei so nächtlicher Gelegenheit getan hätten, und sangen auch so erbärmlich oder erbarmiglich, daß sie die Seele aus den Gefilden der Ohnmacht, in denen sie herumschweifte, wieder zurücklockten und daher plötzlich mitten in ihrem Gesang und in ihren Zeremonien mit Entsetzen wahrnahmen, wie der Tote sich langsam aufrichtete und mit großen verwunderten Augen um sich schaute. Den Ministranten fielen die Glöckchen aus den Händen, den Sängern das Herz in die Hosen und es fehlte nicht viel, so wäre alles wie vor einem Teufelsspuk davongelaufen. Einige sanken auf die Knie und glaubten an ein Wunder. Zum Glück war ein schon etwas aufgeklärter Priester bei der Schar, der sogleich, wiewohl auch mit einigem Zittern, an den wieder auf sein Lager zurückgesunkenen Prinzen herantrat und ihm die Hand aufs Herz legte, das er ruhig und still schlagend fand. Er überzeugte sich also, daß die Sterbegebete hier im Augenblick noch zu früh am Ort seien, ließ den Prinzen so-

gleich von einigen Trägern nach seiner Wohnung bringen und übergab ihn dort einem Bader, der eiligst herbeigeholt worden war. Der Bader untersuchte die Wunden, die sich Ludovico geschlagen, stellte fest, daß sie keineswegs tödlich wiewohl recht gefährlicher Art seien, wusch sie und den ganzen zerschlagenen Leib mit Öl und verschaffte dadurch dem Leidenden soviel Erleichterung, daß er in einen tiefen Schlaf verfiel, in dem er bis zum Morgen verharrte.

Und so erhielt der Herzog in aller Herrgottsfrühe ein ganzes Bündel von Neuigkeiten zugleich: daß man seinen Neffen ermordet, daß die Mörder, zwei vom Adel, gefangen, daß man sie bei Tagesgrauen vernommen und daß sie geständig seien, und endlich, daß der Neffe nicht tot, sondern nur schwer verwundet aber gerettet in seiner Wohnung liege. Der Herzog, aufgebracht über eine solche Tat, in der auch er sogleich den sichtbaren Faden eines ganzen Knäuels von Verschwörungen witterte, sandte sofort einige Gerichtspersonen ab, der ganzen Sache mehr auf den Grund zu gehen und vor allem den Ludovico zu vernehmen, damit er nicht etwa doch noch abfahre, ehe man sein Zeugnis in so wichtiger Sache gehört.

Die Herren kamen also vor das Bett des Ludovico, der noch halb betäubt, doch schon merklich erholt aus seinem Schlaf auffuhr und auf die

Frage, wer ihn ermordet, losfuhr: „Ach was ermordet! Vom Fenster bin ich gefallen am Hause der Gismonda.“

Das Wort war ihm noch nicht so bald von den Lippen gerutscht, da bereute er es heftig, setzte sich in seinem Bett aufrecht und sah nun erst, daß da ein ganzer Rat feierlicher Gerichtspersonen versammelt war, bereit jedes seiner Worte sozusagen auf die Feder zu spießen und vor ganz Venedig, oder zumindest doch vor dem Herzog öffentlich zu braten und zu schmoren. Indem sah er auch schon die Dame seines Herzens, gleichfalls von der Spitze aller dieser Federn durchbohrt, vor den Augen Venedigs zappeln, sah ihren schönen Blick vorwurfsvoll auf sich gerichtet, sah seine Kavaliersehre in Frage gestellt, weil er eine Dame vor einer ganzen Stadt bloßgestellt, und konnte doch das verdammte Wort „gefallen vom Fenster der Gismonda“ nicht mehr zurückholen.

Wie manche Worte würden wieder eingefangen, und in den Schlund, dem sie entfuhren, zurückgestoßen werden, wenn das möglich wäre. Man sei also vorsichtig mit dieser leichtgeflügelten und nie wieder einzufangenden Ware, die einmal entlassen, sich in der Luft verbreitet wie ein guter oder schlechter Geruch, nur dauerhafter und manchmal so, daß es durch die Jahrhunderte duftet oder übelriecht. Das alles bedachte Ludovico blitzschnell, hielt nach

dem ersten Satz nun zunächst einmal den Mund und überlegte, was noch zu retten sei und um welchen Preis. Indessen verbreitet sich über das Gesicht der Gerichtspersonen langsam ein Strahl gemeinen Verständnisses und der Schatten eines leise um die Mundwinkel huschenden fatalen Lächelns. Und einer der schwarzen Herren sagte: „Also nur gefallen, und vom Fenster der Gismonda. Aber um des Himmels willen, was suchtet Ihr denn dort?" Das fatale Lächeln auf den Gesichtern verbreiterte sich, und Ludovico sah seine Dame mit dem gleichen Grinsen von ganz Venedig besudelt, bedachte wohl auch in aller Eile, daß er dann in einer vertrackten Falle sitze, der er solange mit gutem Glück entgangen, daß dann seine Freiheit aus und hin sei, daß er das vornehme Haus der Gismonda mit nichts anderem als einer schleunigen Heirat versöhnen könne und noch obendrein eine etwas lächerliche Figur mache, wenn er eine Dame heirate, bei der die Männer aus dem Fenster fallen könnten. Denn auch das war ja in dem Sittenkodex der damaligen Zeit eine heikle Sache, und es änderte gar nichts, daß er selbst dieser Mann gewesen. Kurz, er beschloß, aus diesem Labyrinth einen guten Ausweg zu finden, der nach unseren Begriffen keiner war, wohl aber nach denen jener Zeit, wo man, wie schon bemerkt, im Punkt der Ehre über manches anders dachte, als wir heute.

Er richtete sich also wieder auf und sagte: „Meine Herren, da ich so zugerichtet bin und wie ich glaube, den Tod im Leibe habe, so will ich die Wahrheit gestehen. Ich war in arger Geldverlegenheit, hatte gehört, daß die Dame Gismonda in ihren Gemächern kostbaren Schmuck verwahre, und auf diesen Schmuck hatte ich es abgesehen. Aber der Himmel bewahrte mich vor einem Verbrechen, das ich nun wohl als solches erkenne, und bestrafte mich, wie Sie sehen, sogleich, so daß für Sie und die irdische Gerechtigkeit wohl nichts mehr zu tun bleibt."

Das Lächeln auf den Gesichtern der Herren verschwand. Heute würde vielleicht niemand auf eine solche Ausrede aus dem Munde eines Kavaliers hereinfallen, aber damals waren die Zeiten anders, und es war gar nichts so Unerhörtes und Seltenes, daß Söhne aus vornehmem Hause, wenn sie Geld brauchten, das Raubrittertum nicht nur auf dem freien Lande, sondern auch in den Städten ausübten. Die Herren verneigten sich also kühl, nahmen die Sache in Notiz und zogen damit zum Herzog. Dieser war über das neue Bekenntnis nicht wenig erstaunt und erschrocken. Mit einigem Scharfblick erkannte er natürlich sofort, daß hier irgend etwas nicht stimmen könne. Dort hatte er das Geständnis zweier Adliger, daß sie den Ludovico ermordet hätten und hier das Geständnis eben die-

ses Ludovico, daß er gar nicht ermordet, sondern bei einem Raubversuch von einem Fenster gestürzt sei. Man kann es ihm nicht übel nehmen, daß er hinter einer so verzwickten, dunklen Sache mehr vermutete, als man bisher gestanden, daß in jedem Falle die beiden Adligen mit dem Ludovico irgendwie müßten zu tun gehabt, irgendwie in dunklen Angelegenheiten müßten in einem Einverständnis gewesen sein. Daß Ludovico sollte auf Raub ausgegangen sein, glaubte er nicht, da er seine Verhältnisse in guter Ordnung wußte, also steckte etwas anderes hinter der Geschichte, und was wohl anders als eine politische Verschwörung gegen ihn und den Staat, irgendeine dunkle, noch nicht ganz übersichtliche Machenschaft, die ein glücklicher Zufall ihm entdeckt, deren geheimes Gespinst er aber noch deutlicher zu fassen dachte. Besonders verdächtig war ihm dabei, daß dieser Bembo und dieser Barbarico, die sich immer vor der Welt als Feinde aufgeführt, nun plötzlich in einem geheimen Einverständnis und Handeln zu sein schienen. Er ließ also in Eile noch einige andere Adlige verhaften, die den beiden bekannt oder befreundet waren und berief dann für den anderen Morgen den Staatsrat, dem er selbst vorzusitzen und dem er die dunkle Sache vorzulegen dachte.

Man kann sich denken, was für ein Bienenschwarm von Gerüchten nach all diesen doch nicht

verborgen gebliebenen Ereignissen durch Venedigs Gassen und Häuser summte. Eine gewaltige Verschwörung gegen den Herzog schien aufgedeckt, einige bedauerten im Herzen, daß es herausgekommen war, aber die meisten beeilten sich nun, da die Sache krumm gegangen zu sein schien, dem Herzog ihre Aufwartung zu machen. Das Volk sammelte sich auf den Gassen und schrie: „Nieder mit den Verrätern!“ Und „Hoch Francesco Foscari!“ Die Gassenbuben malten Galgen an die Mauern und hingen den Anselmo und Geronimo in effigie daran.

Soweit also war die Sache von den Männern gründlich verfahren und verzwickelt, und wenn nicht der Herzog aus den Übeltätern gerne noch mehr herausgeholt hätte, so hätte er sie in aller Ruhe können vergiften oder sonst ins Jenseits befördern lassen. Kein Hahn hätte danach gekräht und alle hätten seine staatsmännische Klugheit gelobt.

Glücklicherweise waren noch die drei Frauen da, die zwar das verhedderte Gespinst auch nicht durchschauten und nicht wußten und nicht wissen konnten, ob nicht an der Verschwörung doch etwas Wahres sei. In jedem Falle aber gedachten sie in der Staatsratssitzung zu erscheinen, von der sie gehört und die in Anbetracht des öffentlichen Verbrechens, und damit man nicht von

3*

heimlicher Justiz munkle, öffentlich und allen zugänglich war.

Lucia und Isotta, einander stützend und haltend, erschienen also mit einigen Verwandten im Saale des Rates, und auch Gismonda, verschleiert und wie eine ängstliche, verflogene Taube, saß in einem Winkelchen und wartete, was das werden wolle.

Der Herzog saß auf seinem Stuhl, die Richter vor ihm, und man brachte die Angeklagten. Anselmo und Geronimo traten mit edlem Anstand und ernsten Gesichtern ein und fuhren wie von der Tarantel gestochen zurück, als sie da ihre Frauen vor sich sahen. Aber man stieß sie vorwärts und setzte sie auf das Armsünderbänkchen. Sbirren mit ihren Waffen standen hinter ihnen. Ludovico, der sich von seinem Fall einigermaßen erholt hatte, wurde auf einem Schragen hereingetragen und Gismonda weinte, als sie ihn mit hängendem Kopf und geschlossenen Augen daliegen sah.

Nach den üblichen Zeremonien und dem gehörigen Brimborium wurde die Anklage verlesen und die Frauen erfuhren nun erst, was eigentlich vorlag.

„Aber bei allen Heiligen," sagte Donna Isotta laut, „das ist ja Schwindel."

„Ruhe!" donnerte der Richter, „jetzt rede ich, dann die Angeklagten und dann, wer gefragt wird."

Donna Isotta schwieg also, aber ihr fiel ein Zentnerstein vom Herzen, und auch Donna Lucia spitzte die Ohren. Daß ihre Männer den Ludovico nicht angegriffen und überhaupt in der Nacht nichts mit ihm zu tun gehabt hatten, das trauten sie sich leicht zu beweisen, sintemalen sie sie doch in der Zeit, wo das Verbrechen geschehen sein sollte, durchaus in Auge und Arm gehalten.

In diesem Augenblick vernahm auch Donna Gismonda, die zwar eine von den kleinen, zierlichen, aber in Liebesdingen eine tapfere Frau war, das Verbrechen, dessen sich der gute Ludovico beschuldigte, um sie nur nicht bloßzustellen. Und als von dem Kleinod die Rede war, das er ihr hätte stehlen wollen, da sprang sie aus ihrem Winkel auf, glitt wie ein Schlänglein durch die Menge und stand plötzlich vor dem Herzog, über und über rotglühend und lieblich genug anzuschauen, ballte die kleine Faust gegen die Brust, um dem stürmischen Herzen Ruhe und Mut zu gebieten und sagte: „Verzeihen der Herr Herzog, aber diese Sache muß abgebrochen werden und geht den Staatsrat gar nichts an, sondern allein mich.“ Und nun sagte sie mit wenig Worten, was wir schon wissen, daß sie selbst dem Herrn Ludovico die Strickleiter gehalten. Man wird es ihr verzeihen, wenn sie dies Geständnis sich selbst ein wenig verzuckerte und erklärte, daß alles in der ehrlichsten Absicht und nur

zu dem Zweck geschehen sei, mit Ludovico den Weg zu den Herzen ihrer Eltern und den Tag der Hochzeit festzusetzen, daß aber von einem Diebstahl nun und nimmer und niemals die Rede sein könne, daß nur die schadhafte Strickleiter an allem schuld sei, und daß sie hoffe, nun den Herrn Ludovico, der sich so ritterlich verhalten und sie nicht habe verraten wollen, pflegen zu dürfen, bis er wieder gesund und munter sei. Kurz, als sie ausgeredet, war in dieser Sache nichts mehr zu klären und alles deutlich genug, auch für Ludovico, den Gismonda an der Hand ergriffen hatte, und dem nun in ihrer warmen lebendigen Nähe eine Hochzeit mit dieser tapferen kleinen Person eine ganz vergnügliche Sache schien.

„Aber ihr?" sagte der Herzog und wandte sich gegen Anselmo und Geronimo. „Wie kommt ihr seltsamen Vögel in fremde Nester, und was soll es, daß ihr euch eines Mordes beschuldigt, den ihr unmöglich könnt begangen haben?"

„Ach Herr," sagte Donna Isotta und drängte sich vor.

„Schweig, Dirne!" schrie Anselmo, und die Nähe des Herzogs und des ganzen Staatsrates hielt ihn nicht ab, dies schlimme Wort auszusprechen. Aber da stand Isotta dicht vor ihm, und sie war eine von den großen schönen italienischen Frauen, wie Paolo Veronese sie zu malen verstand. Sie stand

da, königlich, blutübergossen, Zorn im Blick und Liebe zugleich, und rasch wie ein Hagelwetter sausten ihre Worte auf den Gemahl herab, alles enthüllend, was sich unterdessen in Wirklichkeit zugetragen, und sie führte dabei auch zugleich für Lucia das Wort, malte ihre alte getreue Freundschaft, den Haß der Männer, ihre buhlerische Absicht und den listigen und doch unschuldigen Betrug, den die Frauen ersonnen und der zuletzt nur durch eine dumme Verkettung zu diesem Staatsrat geführt habe. „Sonst," so schloß Donna Isotta, „hätten wir Frauen, mein Herr Gemahl, und Ihr, Don Geronimo, diese Sache euch lieber im Vertrauen und vor weniger Ohren gesagt, als es jetzt gesagt werden mußte. Aber dennoch, Schimpfliches ist ja nicht geschehen und die Buhlbriefchen" — sie hob sie in ihrer Hand hoch, sowie auch Lucia die ihrigen — „sind ja alle an die richtige Adresse gekommen."

„Sowie hoffentlich alles andere auch," sagte der Herzog, dem doch ein Stein vom Herzen fiel, daß es diesmal mit der Verschwörung nichts war, und er nicht genötigt würde, so edle Geschlechter zu verfolgen und zu kränken.

„Alles andere auch," sagte Donna Isotta voll und groß und mit Augen voll Glück aufblickend. „Und wenn der Herzog die Patenschaft übernehmen will, so wird in zwei Häusern dazu bald Gelegenheit sein."

„Bravo," rief der Herzog, „darüber wird sich reden lassen."

Soll ich noch beschreiben, welch heitere Bewegung unter allen Anwesenden die Wandlung dieser Tragödie zu einem so fröhlichen und so in jedem Sinne moralischen Schauspiel hervorrief? Das kann sich jeder selbst ausmalen, so wie er auch ohne viel Worte begreifen wird, was währenddessen in der Brust des Anselmo und des Geronimo vor sich ging, wie sie erst, wie von einem Gewittersturm niedergedrückt, zusammenknickten, dann aber, als ihnen klar wurde, daß hier gar nichts Unehrenhaftes geschehen, daß keiner dem anderen im Garten gegraben oder im Teiche gefischt habe, daß vielmehr ihr böser Wille durch die Schlauheit und Freundschaft ihrer Frauen sogar gute Früchte zu tragen beginne, da richteten sie sich auf wie nach einem Gewitterregen, fielen zuerst ihren Frauen und dann einer dem anderen um den Hals und man sah wohl, daß hier eine alte, solide Feindschaft in eine ebensolche Freundschaft war verwandelt worden, wozu denn auch noch der Herzog, der diese Versöhnung zweier altverfeindeter Häuser zum Nutzen des Staates mit Freuden begrüßte, noch durch einige passende Worte seinen Segen gab.

Selbstverständlich sprach ganz Venedig an diesem Tag und noch einige Wochen nachher von nichts

anderem als dieser Geschichte, und die Damen Isotta und Lucia wurden gepriesen als Vorbilder der Klugheit, der Freundschaft und der Treue. Und es versteht sich, daß man allgemein die Männer segnete und benedeite, die solche Frauen hatten.

Der Prinz von Sachsen und die Marquise von Manzera

Als der Prinz von Sachsen unter dem Namen eines Grafen von Meißen, begleitet von seinem Pagen und vertrauten Freunde, dem Herrn von Vitzthum, und in der Obhut seines Hofmeisters, eines Grafen von Harthausen, eine Reise durch Deutschland und das westliche Europa unternahm, lernte er bald, wie sein Vater wünschte, aber schneller als dem guten Hofmeister lieb war, die Sitten und Neigungen der großen Welt kennen und lieben. Obgleich der Prinz damals erst siebzehn Jahre alt war, fand er sich mit großem Geschick in die Gewohnheiten und Anschauungen, die an den vornehmen Höfen, die er besuchte, für ein Recht und eine Pflicht der Fürsten gehalten wurden. Ohne allzuviel Schmerz und Mühe vergaß er darüber wirklich die zärtliche Neigung, die ihn in Dresden mit der jungen, lockeren Sibylle von Neidschütz

verbunden hatte. Das war eine der Nebenabsichten dieser Reise.

Vollendet wurde die Ausbildung des Prinzen in Paris, der Stadt, die noch immer mit Recht als die hohe Schule aller Galanterie, aller Liebeshändel und jener Leichtigkeit zu leben, zu denken und zu sprechen galt, die uns noch heute an den Überlieferungen aus jener Zeit entzückt, vorausgesetzt, daß wir nicht allzu ernsthaft sind und für dergleichen Sinn haben. Ludwig von Frankreich und seine Freundin, die Marquise von Maintenon waren zwar damals schon alt und versuchten mit Gebeten, frommen Bußübungen und Verfolgungen ungläubiger Ketzer, die Sünden ihrer Jugend zu bedecken, aber der Prinz von Sachsen und die jungen Frauen am Hofe von Versailles folgten ihnen hierin weniger als in den galanten Taten ihrer Jugend, die diese Buße notwendig gemacht hatten. Der Prinz war ein so vollkommener Schüler und fand, da er jung, schön und stark war, so begeisterte Lehrmeisterinnen, daß alle Beschwörungen des Grafen von Harthausen, selbst die Tränen, mit denen er den jungen Herrn zu bewegen hoffte, nicht eher Erfolg hatten, als bis eine schwere Krankheit den Prinzen bis an den Tod brachte und ihn auf die Grenzen auch seiner Kräfte aufmerksam machte.

Die Reue, die den Wiedergenesenden bewegte, benutzte Harthausen geschickt, den jungen Herrn

aus der gefährlichen Luft von Paris zu entführen. Indem er ihm vorstellte, daß die Spanierinnen über alle Frauen der Welt gerühmt und mit Recht gerühmt würden, gelang es ihm, den Prinzen zum Aufbruch nach Madrid zu bringen, wo gleichfalls ein Besuch vorgesehen war.

Man mag sich wundern über das verwegene Heilmittel des Grafen, das dem Gift, welches die erste Krankheit verschuldete, so ähnlich war, aber der Graf bedachte, daß zwar die Frauen in Spanien schön und ebenso willig zu Abenteuern sind wie in Paris, daß ihnen aber die spanische Lebensart und die Wachsamkeit und Eifersucht ihrer Männer nicht die gleiche Freiheit gestattet, die die Pariserinnen so gefährlich machte.

So kamen die drei Reisenden, der Graf, der Prinz und Vitzthum, der in Paris oft den Merkur des Prinzen gemacht hatte, mit den günstigsten Erwartungen im Februar 1688 nach Madrid. Da der Hof bei ihrer Ankunft noch nicht in der Stadt war, wurden diese Erwartungen noch eine Weile in der Schwebe gehalten und dem Grafen wie dem Prinzen war eine Zeit der Ruhe vergönnt, in der sich der eine von seinen Sorgen, der andere von seinen Ausschweifungen erholte.

Der Prinz versuchte zwar im Theater, auf den Straßen oder in den Kirchen, die er in Paris als die besten Fallen der Liebe kennengelernt hatte,

kleine Zwischenspiele anzuknüpfen, um diese Zeit der Muße zu verkürzen, aber vergeblich. Auch fühlte sich sein Herz, bei aller willigen Bewunderung für die Spanierinnen, von keiner so angezogen, daß er einige Ausdauer auf ihre Eroberung hätte verwenden mögen. Dennoch ließ ihn sein zur Liebe einmal gewecktes Blut keine völlige Ruhe finden. Er erwartete zuletzt mit drängender Ungeduld die Ankunft des Hofes, von der er sich irgendein besonderes Abenteuer versprach.

Erst Ende März kam König Karl, der sich nur wenige Monate zuvor mit der Prinzessin Maria Anna von Pfalz-Neuburg vermählt hatte, mit seinem Hofstaate in die Hauptstadt und schickte sich an, die Hochzeitsfeierlichkeiten, die er durch einen angenehmen Landaufenthalt nur unterbrochen hatte, mit größter Pracht fortzusetzen. Gleich den ersten Tag seiner Ankunft bestimmte er für ein großes Stiergefecht, eine Lustbarkeit, die der jungen Königin so sehr behagte, daß sie allein um ihretwillen die Enttäuschung gern verbarg, die diese lebhafte Fürstin an der Seite eines schwächlichen und grämlichen Gemahls täglich empfinden mußte.

Als der Prinz von Sachsen von dem Stiergefecht hörte, beschloß er, zunächst heimlich und unerkannt daran teilzunehmen, um die Damen des Hofes in Muße betrachten und prüfen zu können und seine Wahl zu treffen. Es schien ihm leichter, das un-

bekannte Land, von dem er sich die merkwürdigsten Entdeckungen versprach, als fremder ungenannter Kavalier zu betreten, denn als Prinz, dem das strenge spanische Zeremoniell nur lästig werden konnte auf einer Jagd, wo man leichtfüßig und unbehindert sein muß.

Die Stiergefechte fanden in jener Zeit auf der Plazza Mayor statt, einem großen regelmäßigen Raum mitten in Madrid, der in seinem ganzen Umfang von Galerien und Gerüsten umgeben war, auf denen der gewöhnliche Adel, die niederen Geistlichen und die Bürger abgestuft ihre Plätze einnahmen. Der Hof und die ihm nahestanden, saßen auf kostbar mit Decken und Blumen geschmückten Balkonen, die an allen Häusern rund um den Platz entlangliefen.

Der Graf von Harthausen wußte dem Prinzen und seinen Begleitern ebenfalls einen Balkon zu verschaffen, der dem des Königs gerade gegenüber lag. Hierher kam der Prinz lange vor Beginn des Spieles, um sich an dem Anblick der schönen Frauen zu sättigen, die, einander überstrahlend, einen kostbaren, von Gold und Seide glänzenden Kranz um den ganzen Festraum bildeten. Die einen lagen weit zurückgelehnt in ihren Sitzen und horchten lächelnd auf die zärtlichen Worte ihrer Freunde, andere beugten sich über die Brüstung der Balkone, musterten die Zuschauer oder suchten auf

einem anderen Balkon einen begünstigten Freund oder eine Nebenbuhlerin. Hinter hochgehaltenen Fächern verbargen einige aufgeregtes Geflüster oder ein Lachen, das so oder so von Neid, Hohn, Eifersucht oder harmloser Fröhlichkeit gefärbt war. Alle waren von jener unruhigen Lust entflammt, die die Erwartung eines erregenden Schauspiels über uns bringt, und die so oft köstlicher ist als das Schauspiel selbst.

Als der Prinz von Sachsen auf seinen Balkon trat und die Frauen musterte, gefiel er den vielen, die ihn sahen, nicht weniger, als ihn das bunte ungewohnte Schauspiel entzückte. Alle Augen wandten sich nach und nach dem prächtig gekleideten Fremden zu und man vermutete sogleich, daß er irgend ein ausländischer Fürst sein müsse. Alle beschäftigte seine Ankunft so sehr, daß die meisten darüber die des Königs und seiner Gemahlin übersahen. Erst durch einzelne Jubelrufe aufmerksam gemacht, erhoben sich alle und begrüßten den Herrscher. Danach gaben Trompeten, Pfeifen und Trommeln sogleich das Zeichen zum Beginn der Spiele. Die geputzten Stiere stürzten aus ihren Gefängnissen und rannten wütend über den Platz. Eine Schar der vornehmsten jungen Adligen Spaniens ritt ihnen an diesem feierlichen Tage entgegen, und bald tobte der blutigste Kampf, den die Zuschauer mit gierigen Augen, zwischen Entzücken und Entsetzen schwebend,

verfolgten. Verwundete Pferde schrieen und lagen stöhnend und aufgerissen zwischen den niedergestochenen Stieren.

Man hatte übrigens die Vorsicht gehabt, unter die Kämpfer die besten Toreros Spaniens zu mischen, die mit ihrem Leben hafteten, daß den edlen Herren kein Leid geschah, und die stets den Stier mit Geschicklichkeit auf sich zu lenken wußten, wenn er einem Herzog von Medina-Coeli oder einem Grafen aus dem Hause Guzman allzunahe kommen wollte.

Der Prinz von Sachsen verfolgte den Kampf mit aller Spannung, die er verdiente, und beobachtete die Art, wie die Kämpfer den Stieren begegneten, denn ein verwegener Gedanke reizte ihn, es den spanischen Edlen gleichzutun und womöglich durch irgendeine auffallende Tat, die er seinen Kräften zutraute, die Aufmerksamkeit aller an sich zu ziehen. Von Mut und Eitelkeit getrieben, stand er plötzlich auf und verließ den Balkon. Der Graf und Vitzthum folgten ihm und erschraken nicht wenig, als sie den Prinzen in den Hof eilen und sein Pferd besteigen sahen. Der Hofmeister warf sich ihm in den Weg, drohte und bat, aber der Prinz befahl den Knechten, das Hoftor aufzuziehen, und so ritt er plötzlich zwischen den Tribünen hervor in die Schranken. Dem Grafen von Haxthausen und Vitzthum, die ihm folgen wollten, befahl er aufs strengste, sich zurückzuziehen.

Der Graf war so verzweifelt über die Tollheit des Prinzen, daß er dem Spiel nicht weiter zusah, sondern ganz bestürzt sich in einem Zimmer auf einen Stuhl warf und das Gesicht in den Händen verbarg. Erst als Vitzthum vom Balkon hereinkam und ihm sagte, daß das Spiel zu Ende sei, und daß der Prinz Wunder der Tapferkeit getan habe, richtete er sich auf.

Als der schön geputzte Fremde so unerwartet aus seinem Tore heraus in die Schranken ritt, verwunderten sich die Spanier sehr, daß einer, der offenbar nicht ihrer Nation angehörte, Mut genug besaß, mit ihnen in diesem ungewohnten Kampfe zu wetteifern. Ihr Erstaunen wurde bald heimliche Wut, als sie sahen, daß der Fremde ihren besten Kämpfern an Geschicklichkeit zum mindesten nichts nachgab, an Stärke aber ihnen allen weit überlegen war. Nicht ohne Vergnügen sahen sie darum den Verwegenen plötzlich einer drohenden Gefahr ausgesetzt. Ein rasend gewordener Stier warf sich gegen sein Pferd und schon drohte der wütende Stoß seiner tiefgesenkten Hörner den Prinzen selbst zu treffen, ohne daß Hilfe möglich war. Der Anblick so unmittelbarer Gefahr und das Bewußtsein der vielen schönen und höhnischen Augen, die auf ihn blickten, gaben dem Bedrohten doppelte Kraft. Er traf das Tier mit seinem Hirschfänger so gewaltig ins Genick, daß er ihm den

Kopf beinahe ganz herunterschlug und es sogleich tot niederstürzte. Da sprangen die Damen auf den Balkonen auf und klatschten, jubelten und winkten. Das Volk schrie und pries den Fremden. Die Königin wollte wissen, wer da ihr zu Ehren solche Taten vollbrachte. Der König sandte sogleich den Marquis de los Velos auf den Platz, wo unterdessen der Kampf beendet war, damit er sich nach dem Fremden erkundige. Als der Marquis bei verschiedenen, die in dem Spiel beschäftigt waren, vergeblich gefragt hatte, wandte er sich kurzerhand an den Prinzen selbst. „Verzeiht," sprach er und verbeugte sich höflich, „wenn ich Neugierde zeige, den kennen zu lernen, den unsere besten Kämpfer für ihren Meister halten müssen. Eure Taten waren derart, daß sie den Beifall Ihrer Majestäten finden mußten. Auf ihren Befehl nehme ich mir die Freiheit, um Euren Namen zu bitten."

Der Prinz sträubte sich nicht lange, auf eine Art, die so ehrenvoll für ihn war, seine Maske abzulegen.

„Der Prinz von Sachsen," sprach er, „ist genötigt, Ihre Majestäten um Verzeihung bitten zu lassen, weil er es gewagt hat, unangemeldet und ungebeten hier zu erscheinen, und sich in ein Spiel zu mischen, das nicht für ihn bestimmt war."

Als der König und die Königin erfuhren, daß der Fremde der Prinz von Sachsen sei, von dessen

Reise sie unterrichtet waren, verwunderten sie sich noch mehr, daß ein Prinz aus so vornehmem Hause sein Leben in einem Stiergefecht gewagt hatte. Der König ließ dem Prinzen Glück wünschen und lud ihn, weil das spanische Hofzeremoniell nicht gestattete, ihn noch an diesem Tage zu empfangen, für den folgenden an den Hof. Die Königin, weniger geneigt, sich von den Fesseln der spanischen Etikette binden zu lassen und überdies neugierig, einen so kühnen und tatkräftigen Prinzen ihrer Nation näher zu besehen, ließ ihn noch für den gleichen Abend in ihren vertrauten Zirkel laden.

So fand der Prinz, ein neuer Alexander, sich wenige Stunden später mitten im Lager des schönen Feindes, den zu bekämpfen er sich vor allem vorgenommen hatte. Über eine geheime Treppe führte man ihn in das Gemach, wo die Königin mit ihren Hofdamen ihn so herzlich empfing, wie sein Adel und mehr noch seine Schönheit verdiente. Obgleich aber die Königin ihm als ihrem Vetter die Ehre geben wollte, ihre Wange zu küssen, war er doch so bescheiden, sich mit einem Kuß auf ihre schönen Hände zu begnügen und wollte durchaus keine weitere Gnade annehmen, eine Höflichkeit, die dem Prinzen sogar das Herz der Oberkämmerin, der Herzogin von Fernandino, gewann. Denn diese Dame hielt, seit sie alt geworden war, das strengste Zeremoniell, Höflichkeit und Tugend bei-

nahe für eine Religion. Eine Verletzung der Hostie wäre ihr nicht schlimmer erschienen als eine Mißachtung der Gesetze des Hofes und der adligen Gesellschaft. Darum begegnete sie von vornherein den galanten, schönen und gewandten Kavalieren von der Art des Prinzen von Sachsen mit allem Mißtrauen, zu dem eigene Jugenderfahrungen ihr ein Recht gaben; denn die Herzogin von Fernandino galt, obgleich sie fast sechzig Jahre alt war, noch immer für eine schöne Frau, und selbst junge Hofleute verschmähten nicht, die Ehrfurcht vor der Oberkämmerin mit einigen galanten Gedanken zu färben. Wie schön und verlockend die Herzogin in ihrer Jugend gewesen war, dafür war ihre Tochter, die Marquise von Manzera, allen ein beständiges Zeugnis; denn diese Dame, die gleichfalls der Königin diente, war das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter und ihr in allem ebenbürtig, wie es schien sogar in der Strenge der Sitten, die die Herzogin selbst in ihrer Jugend weniger geliebt hatte.

Seit der Prinz von Sachsen das Gemach der Königin betreten, musterte er, soweit das die Ehrfurcht erlaubte, alle anwesenden Frauen, die ihn gleichfalls äußerst neugierig und mit schlecht verhehlter Bewunderung betrachteten. Wenn auch alle Hofdamen und besonders die spanischen gewöhnt sind, ihre Gesichter mehr dazu zu benutzen, ihre

Gedanken und Gefühle zu verbergen, als sie zu enthüllen, hielt doch vor der männlichen edlen Jugend des Prinzen alle Verstellung und Erziehung nicht stand, und sie folgten der Natur, die ihnen gebot, ihn zu bewundern und sich an seiner Jugend, Schönheit und gewandten Kraft zu erquicken. Der Prinz dagegen war wenig zufrieden. Schon wollte er mit einer gewissen Enttäuschung Abschied nehmen, weil er zwar manche Schönheit unter den Frauen bemerkt hatte, aber keine, die seinen Erwartungen, die ja so oft der Wirklichkeit hinderlich sind, entsprochen hätte. Da trat die Marquise von Manzera, die bis dahin irgendwie beschäftigt gewesen war, herein und entzündete sogleich mit ihrem Anblick den Prinzen derart, daß er aller Kunst bedurfte, um seine Gefühle nicht den vielen spähenden, scharfsichtigen Augen zu verraten. Dennoch genügte das Zucken seines Gesichts und sein Erschauern, als er so glücklich war, mit einem seiner verstohlenen Blicke dem Auge der Marquise zu begegnen, um den Argwohn der Herzogin von Fernandino zu wecken. Sie beschloß sogleich, auf ihrer Hut zu sein und ihre Tochter vor einer so großen Gefahr, wie aus einer Neigung für den Prinzen entstehen mußte, zu bewahren.

Der Prinz konnte sich unterdessen nicht entschließen, Abschied zu nehmen, bis die Königin, die mit

ihrem Gemahl zu Nacht speisen mußte, ihn entließ. Dies plötzliche Zögern, das so sehr von der früheren Höflichkeit abstach und fast gegen die Schicklichkeit verstieß, verdoppelte den Argwohn der Herzogin.

Alle Frauen waren entzückt von dem Prinzen und sagten der Königin viel Schmeichelhaftes über die Männer ihrer Nation. Nur die Marquise von Manzera schwieg und sagte nichts zu seinem Lobe und verriet so ihrer erfahrenen Mutter, daß ihr die heimliche Huldigung des Prinzen nicht verborgen und nicht gleichgültig geblieben war.

„Ja, Mesdames," sprach die Königin und seufzte leicht, „es ist ein großer Unterschied zwischen unseren Prinzen und denen hierzulande. Wenn sie auch bisweilen den Spaniern an Erziehung nachstehen, sind sie ihnen doch in anderen, nicht weniger wichtigen Dingen ebenso überlegen."

Noch als sie mit ihrem Gemahl zu Tisch saß, sprach die Königin von nichts als von dem Besuche ihres Vetters.

„Glaubt Ihr wohl," sagte sie, „daß alle meine Frauenzimmer in den jungen Fürsten ein wenig vernarrt sind. Ich bin sicher, daß ihnen bei seinem Anblick Gedanken gekommen sind, die ihnen nur bei ihren Ehemännern einfallen sollten. Ja", fuhr sie lächelnd fort und wandte sich gegen die Oberkämmerin, „ich habe sogar meine liebe Herzogin

von Fernandino in Verdacht, daß es ihr nicht anders ging."

„In meinem Alter," entgegnete die Herzogin sehr würdevoll und mit einem strengen, ein wenig säuerlichen Lächeln, „braucht man sich gegen solchen Verdacht nicht mehr zu verteidigen. Auch weiß ich, daß Ihre Majestät, weil Sie das Lachen lieben, gerne einen Scherz mit mir machen; aber ich will sogar bekennen, daß ich von der Schönheit des Prinzen von Sachsen nicht ungerührt geblieben bin, so gefährlich ist sie. Wenn unsere jungen Frauenzimmer mir folgen wollen, so vermeiden sie inskünftig eine Bekanntschaft, die, wie ich gesehen habe, alle mehr, als recht ist, bewegt hat."

Mit einem raschen Blick streifte dabei die Herzogin ihre Tochter, und als sie sah, daß die Marquise in einer plötzlichen Verlegenheit die Augen niederschlug und darüber sogar ihre Farbe veränderte, ward ihr Argwohn Gewißheit, und sie schwor bei sich noch einmal, alle Vorsicht anzuwenden, um ihre Tochter vor dieser gefährlichen Leidenschaft zu bewahren.

Von Verliebtheit aufs äußerste erregt, kam der Prinz von Sachsen in sein Quartier und gab seinem Hofmeister, der sogleich einen Bericht über den Besuch bei der Königin nach Dresden senden wollte, nur kurze, abgerissene Antworten, so daß es dem

Gutdünken des Grafen überlassen blieb, den Empfang so glänzend und freundlich auszumalen, wie es ihm gefiel. Der Prinz zog sich sofort nach dem hastig und schweigend verschlungenen Abendbrot auf sein Zimmer zurück und nahm Vitzthum mit, der die Aufregung seines Herrn und Freundes längst richtig gedeutet hatte.

„Ich muß vor allem wissen, wer sie ist!" rief der Prinz. „Vitzthum, du mußt es auskundschaften, damit wir unsere Maßregeln treffen können." Er umarmte den Freund stürmisch und gab ihm eine so feurige Schilderung der schönen Frau, daß Vitzthum von der Wildheit einer Leidenschaft beängstigt wurde, die ihm gefährlicher als alle früheren zu sein schien.

„Prinz," rief er, „bezwingt Euch. Ihr wißt ohne Zweifel nicht, daß nur Ehefrauen zu dem Dienst der Königin von Spanien zugelassen werden. Wenn die, die Ihr anbetet, zu den Hofdamen gehört, steht Euren Wünschen der Segen eines Priesters und die Eifersucht eines Spaniers entgegen."

„Freund," sprach der Prinz und ergriff Vitzthum bei den Händen, „und wenn sie mit dem König selbst vermählt wäre, diese Frau wollte ich begehren und mein Leben für nichts achten. Wenn ich sie gewann, will ich nachher gerne sterben, denn wenn ich sie nicht gewinne, sterbe ich ohnedies. Es han-

delt sich hier nicht um irgendeine Liebschaft, Vitzthum, die man auch unterlassen könnte. Wir sind, ich wage es zu glauben, von Gott selbst füreinander bestimmt. Kein Segen eines Priesters soll uns trennen dürfen."

Mit solchen und ähnlichen Übertreibungen, an denen die Liebenden in ihrer ersten Hitze stets reich sind, bedrängte er den Freund, bis Vitzthum, ohnedies gewohnt, die Wünsche des Prinzen über alles zu stellen, ihm seine Hilfe bei dem Liebeshandel versprach.

Sogleich am nächsten Morgen machte er sich unauffällig an einige Herren des Hofes und erfuhr auch bald den Namen und den Stand der Dame und zugleich, daß der Marquis, ihr Gemahl, überaus eifersüchtig sei und seine Frau aufs peinlichste bewache, worin er zu allem Überfluß von der Herzogin von Fernandino noch unterstützt werde.

„Aber," sagte einer der Herren, „wie es scheint, fühlt sich die Marquise sehr wohl in dieser doppelten Obhut, und obgleich sie den Marquis nicht sonderlich zu lieben scheint, kann sich doch keiner unserer jungen Herren rühmen, auch nur den geringsten Anschein einer Gunst von ihr erlangt zu haben."

„Ihr hättet Euch also alles in allem mit Fleiß keine besser verteidigte Festung für Euren Liebessturm aussuchen können," schloß Vitzthum seinen Bericht an den Prinzen.

Weit entfernt, ihn abzuschrecken, reizte die Verwegenheit des Unternehmens den Verliebten nur und befestigte ihn vollends in einer Leidenschaft, die er zu befriedigen oder mit dem Tode abzuschließen schwor.

Es schien überhaupt alles darauf angelegt, die verliebte Unruhe des Prinzen zur Raserei zu steigern. Als er, der Einladung des Königs folgend, an den Hof kam, erfuhr er, daß Seine Majestät den Anstrengungen der letzten Festlichkeiten unterlegen und ernstlich erkrankt war. Mehrere Tage lag der König zu Bett und auch die Königin durfte in dieser Zeit, wenn sie sich nicht dem ärgsten Tadel aussetzen wollte, niemanden empfangen. So war dem Prinzen länger als eine Woche jede Gelegenheit genommen, seine Geliebte zu sehen. Dennoch kam er des Tages mehrere Male an den Hof, um sich scheinbar voll Sorge nach dem Befinden des Königs zu erkundigen. Als es sich endlich zum Besseren wandte, konnte der Prinz dem König und der Königin darüber eine so ehrliche offene Freude zeigen, daß beide ihm herzlich zugetan wurden. Der Prinz aber bemerkte bald, daß seine Freude vergeblich gewesen war, denn alle seine Bemühungen, die Marquise bei seinen nun ständigen Besuchen am Hofe zu entdecken, blieben vergeblich. Die Herzogin von Fernandino hatte ihre Maßregeln zu gut getroffen. Sie hatte nach einigem

Überlegen ihre Tochter geradeaus einer Neigung für den Prinzen von Sachsen beschuldigt und sie dadurch gezwungen, ihr das Gegenteil zu beweisen. Die Marquise vermied unter dem Anschein einer Unpäßlichkeit den Hof und blieb in ihrem Hause, um dort die Entfernung des Prinzen von Madrid abzuwarten. Auf diese Weise erreichte die Herzogin, daß ein Zusammentreffen der Liebenden unmöglich wurde, zugleich reizte sie aber die Leidenschaft des Prinzen aufs äußerste und indem sie ihrer Tochter Gelegenheit gab, sich in der Einsamkeit ohne jede Ablenkung dem schönen Bilde hinzugeben, das sie von dem Prinzen von Sachsen im Herzen trug, entfachte sie auch bei dieser den Brand noch stärker. Durch ihre Strenge brachte sie ihre Tochter dahin, die Mutter zu verabscheuen und sich nach dem zu sehnen, dessen Anblick ihr auf so beleidigende Weise entzogen wurde.

Als der Prinz es zuletzt aufgeben mußte, die Marquise bei Hofe anzutreffen, beschloß er, sie in ihrem eigenen Hause aufzusuchen. Eine angebliche Bewunderung, die er plötzlich für die Verdienste des Marquis von Manzera in sich entdeckt hatte, sollte diesem eifersüchtigen Ehemann die neue Bekanntschaft unverdächtig erscheinen lassen. Noch suchte der Prinz nach einer schicklichen Gelegenheit zu diesem Besuch, als ein gütiger Zufall ihm eine bessere Hilfe brachte.

Der König und die Königin gaben als Abschluß der Hochzeitsfeierlichkeiten einen Ball, zu dem die vornehmsten Herren Spaniens und auch der Marquis von Manzera geladen waren. Die Marquise wollte sich auch diesem Feste entziehen, obgleich der Marquis, der den Grund der einsiedlerischen Gelüste seiner Gemahlin nicht kannte, sie bat, ihn zu begleiten; doch sie weigerte sich ganz standhaft. Die Königin aber, die klug genug war, die Krankheit ihrer Hofdame zu durchschauen, und die der gestrengen Oberkämmerin mit Vergnügen einen Streich spielte, erklärte der Herzogin von Fernandino, sie nähme eine bloße Unpäßlichkeit nicht als Entschuldigung, wenn aber die Marquise ernstlich krank sei, so wolle sie selbst ihr sogleich einen Besuch machen. So blieb der Herzogin nichts anderes übrig, als ihre Tochter zu dem Fest zu drängen, da eine Weigerung einer Beleidigung der Königin ähnlich gesehen hätte.

Als der Prinz den glänzenden Festsaal betrat, fand er aus der Fülle der Besucher mit dem ersten Blick seine Geliebte heraus. Da der König und die Königin noch nicht anwesend waren, hatte er einige Muße, die Marquise zu betrachten und sie erschien ihm noch schöner als vorher. Auch die Augen der Marquise suchten den Prinzen und erfreuten sich an seiner ebenmäßigen ritterlichen Gestalt. Immer fester prägte er sich in ihr Herz.

Da der König den Tanz nicht liebte und nur schlecht verstand, eröffnete die Königin den Ball mit dem Prinzen von Sachsen. Als dann der Prinz die Königin an ihren Platz zurückführte, sagte sie, die sich vorgenommen hatte, die Intrige gegen die Herzogin noch weiter zu treiben, so laut, daß alle es hören mußten, zu ihm:

„Nun, Vetter, will ich Euch eine Aufgabe stellen, die Euch schön und schwierig zugleich scheinen wird. Als ein zweiter Paris sollt Ihr jetzt die schönste von allen Damen, die Ihr hier seht, wählen und mit ihr weitertanzen."

Der Prinz verneigte sich gehorsam vor seiner ein wenig spöttisch lächelnden Base und ohne Zögern und ohne einige Verlegenheit wandte er sich und forderte die Marquise von Manzera zum Tanze auf, die ihm nicht ohne Erröten die Hand reichte.

„Ich fürchte, mein Herr," sagte sie, „die Königin wird unzufrieden sein, daß Sie ihre Befehle so schlecht ausführen."

„Madame," erwiderte der Prinz, „es hieße an dem Geist und Geschmack meiner Base zweifeln, wollte ich glauben, daß sie Euch nicht auch für die schönste Frau in den spanischen Königreichen erkennte. Ich wenigstens gestehe, daß ich weder in Spanien, noch in Deutschland oder Frankreich eine Schönheit, die vor Euch bestehen könnte, gesehen habe."

Während er so zu ihr sprach, die von seinen Worten errötete und schwieg, tanzte er mit ihr nach dem Ende des Saales zu, und ganz verzückt von der Anmut, mit der sie sich im Tanzen gegen ihn bewegte und hingerissen von der lieblichen Verlegenheit, die sie nur schöner machte, vergaß er, daß die ganze Hofgesellschaft auf das schöne Paar blickte und rief so laut, daß viele es hörten:

„Dies ist der glücklichste Augenblick meines Lebens! Dürfte ich immer so in Eurer Nähe mich bewegen."

Die Marquise machte den Prinzen mit einer raschen Bewegung auf die Zuschauer aufmerksam, aber es war schon zu spät. Die Herzogin von Fernandino hatte die Worte gehört und sah die Liebenden mit eisigen Blicken an. Sie tat sich solche Gewalt an, um ihre Ruhe zu behalten, daß ihr Gesicht bis in die Nasenspitze erbleichte. Weit schlimmer war es, daß auch der Marquis die Worte, die einer Liebeserklärung so ähnlich sahen, gehört hatte.

Als der Prinz seine Tänzerin zurückführte und sich vor dem Marquis verneigte, maß er ihn, obgleich er alle Höflichkeit wahrte, mit Blicken voll heimlich drohendem Haß. Seiner Gemahlin befahl er, als der Prinz kaum den Rücken gewandt hatte, aufgeregt und schroff, nicht mehr mit dem Fremden zu tanzen. Die Marquise verneigte sich,

rückte einen Sitz hinter den Sessel der Königin und blieb dort den ganzen Abend, bedachte die Worte des Prinzen und verlor sich in seinem Anblick. Den Geliebten anzuschauen, konnte der Marquis ihr nicht verbieten, so gern er es getan hätte. Als der Prinz aufs neue versuchte, sich der Marquise zu nähern, wandte sie sich ab, als bemerke sie ihn nicht, doch sah er an ihren Blicken, die sich bald wieder auf ihn richteten, daß seine ersten Worte ihr nicht mißfallen hatten.

Als die Marquise an diesem Abend zur Ruhe gegangen war, lag sie noch lange wach und bedachte alles. Zuletzt faßte sie den festen Entschluß, ihrem Herzen nicht zu verbieten, den Prinzen zu lieben, denn dazu war es bereits zu spät, aber fortan jede Gelegenheit zu meiden, ihn zu sehen und ihm so keine Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche zu lassen.

Zu gleicher Zeit glaubte der Prinz seinem Ziele um vieles näher zu sein. Wenn er auch voraussah, daß er dank seiner Unvorsichtigkeit nun die Marquise noch schwieriger würde sehen können, und daß er nicht hoffen durfte, leicht an sein Ziel zu kommen, so war doch die Gewißheit, daß die Marquise ihm nicht feindlich gesinnt war, ausreichend, ihn fröhlich und siegesgewiß zu machen.

„Lieber Vitzthum," rief er, „die Hälfte meines Königreiches, das ich einmal irgendwo finden muß,

ist dein, wenn du mir hilfst, die Marquise zu sehen und zu sprechen, denn nur das halte ich noch für schwierig. Daß sie mir günstig ist, zweifle ich nicht. Sie kann unmöglich in diesen finsterblickenden Menschen verliebt sein, der seiner Eifersucht wegen noch bestraft werden soll. Ich will mir auch nicht mehr die Mühe geben, ihn zu bewundern. Es würde wahrscheinlich wenig nützen. Wir müssen also einen anderen Weg finden. Wozu hätte Gott denn Kammerzofen und Dienerinnen erschaffen, wenn nicht zum Gelegenheitmachen. Sie werden in Spanien auch nicht hartherziger sein als irgendwo sonst in der Welt."

„Das schwierige ist nur," sagte Vitzthum, „daß wir zwar bei Hofe mit Italienisch und Französisch durchkommen, aber mit unseren wenigen spanischen Brocken keiner Kammerzofe klarmachen können, was wir wollen."

„Ach was," rief der Prinz, „ich will keine Golddukaten sparen, um ihnen unser Spanisch verständlich zu machen. Vielleicht findest du auch irgendeinen ehrlichen Kerl, der zum Dolmetscher in solchen Angelegenheiten taugt."

Vitzthum überlegte nun, daß unter den vielen, die kamen, um dem Prinzen von Sachsen ihre Aufwartung zu machen, auch ein Italiener gewesen, der als ein Abenteurer und Schelm durch die ganze Welt und auch nach Dresden gekommen war und

zuletzt in Madrid bei den Franziskanern die Gelübde getan hatte. Diesen ehrwürdigen Pater gewann er am folgenden Tage mit gewichtigen Gründen für den Dienst des Prinzen, und da einem Pfaffen alle Wege offen sind, besonders in Spanien, so erfuhr die Kammerfrau der Marquise, Donna Lora, bald, daß der Prinz von Sachsen ein sehr freigebiger Herr sei, der kleine Dienste fürstlich zu belohnen pflege. Nun war Donna Lora zwar eine höchst ehrenwerte, auf die Tugend versessene Person, auch schon in den Jahren, wo Kammerfrauen mehr an das himmlische Heil als an ihr irdisches Wohlergehen denken sollten, aber dennoch hatte sie eine jugendliche Schwäche für freigebige Herren und ihre guten Dukaten und Goldpistolen beibehalten, eine Leidenschaft, die sie im Dienst des Marquis von Manzera nur unvollkommen befriedigen konnte, obgleich sie sonst gut und ehrlich gehalten wurde.

Der Pater hatte nicht sobald diese Bresche in der Tugend der Donna Lora entdeckt, als er auch dem Prinzen schon gewonnenes Spiel gab. Durch seine Lobreden auf die Freigebigkeit dieses Fürsten und die glänzenden Goldstücke, die er vorwies, füllte der erfahrene Kuppler die Phantasie der guten Donna so sehr mit Bildern von dem Prinzen und seinen Schätzen an, daß sie auch bald vor ihrer Herrin, der Marquise, von nichts anderem sprach

als von diesem edlen, schönen, galanten und reichen Fremden, der so reichlich das Lob zu verdienen scheine, das ganz Madrid ihm spende.

Die Marquise hörte eine Zeitlang nicht ungern dem Lob ihres Geliebten zu, aber zuletzt beschloß sie, dem süßen Gift, das mit diesen Gesprächen nicht nur in ihre Ohren drang, zu entsagen und verbot ihrer Dienerin, weiter von dem Prinzen zu reden.

Das war gerade um die Zeit, wo Pater Steffano sich offener gegen die Kammerfrau äußerte und sie den kleinen Dienst ahnen ließ, den sie dem Prinzen leisten könne. Donna Lora war zu sehr von der Vorstellung gefüllter Börsen berauscht, als daß ihre Bedenken lange hätten standhalten können, zumal der Prinz den Pater zugleich instand setzte, die Träume der Donna durch schöne Wirklichkeit wesentlich zu unterstützen. Darum ließ diese gute Dienerin auch in der Folge nicht ab, ihre eigene vorteilhafte Meinung von dem Prinzen auch bei ihrer Herrin immer mehr zu befestigen, und die Marquise unterlag der schönen Neigung ihres Herzens und dem Bedürfnis, sich wenigstens in Gedanken mit dem Geliebten zu beschäftigen.

„Was ist schließlich dabei gefährlich," dachte sie, „wenn ich mich in Gedanken an ihm berausche. Niemand kann sein Herz zwingen und seine Gedanken ersticken, wie er will. Ist es nicht genug,

daß ich mir seinen Anblick raube und ihn und mich durch meine Entfernung plage?"

Donna Lora versäumte nicht, den Pater von dem wachsenden Wohlgefallen zu unterrichten, das die Marquise so offenbar an ihren Erzählungen fand, und dieser trug die erfreuliche Botschaft sogleich zu dem Prinzen, der nun sein Glück ernstlich zu versuchen beschloß. Er schrieb an die Geliebte einen Brief in so zärtlichen Ausdrücken und mit solch stürmischen Beschwörungen, wie nur eine tiefe Leidenschaft sie eingeben kann. Der Prinz verstand in solchen Lagen nur zu gut, seine besten Seiten zu enthüllen und alle Waffen, die ihm die Natur gegeben, ohne Mitleid gegen das Herz anzuwenden, das er gewinnen wollte. Er hatte das schon in Paris oft bewiesen. Wieviel mehr durfte er jetzt seinen Worten einige Wirkung zutrauen, wo die Wahrheit seiner Gefühle das Bekenntnis seiner Liebe verstärkte. Nach einigem Sträuben, das dem Prinzen teuer zu stehen kam, übernahm es Donna Lora, der Marquise den Brief in die Hände zu bringen. Sie war sogar kühn genug, die kleinen Listen, durch welche Kammerfrauen Liebesbillette in die Hände ihrer Herrinnen zu spielen pflegen, zu verachten. Sie überreichte ihr den Brief offen und sagte harmlos, als wisse sie nicht, worum es sich handle: „Ein Diener des Prinzen von Sachsen hat ihn abgegeben."

5*

Als die Marquise diesen Namen hörte, warf sie das Schriftstück unerbrochen auf die Erde und entfärbte sich, weil sie erkannte, auf welch gefährlichem Wege sie sich fortbewegte.

„Bei meinem Zorn," rief sie, „nimm diesen Brief und gib ihn dem, der ihn dir gegeben hat, zurück. Unterstehe dich nicht, mich noch weiter mit diesem Prinzen zu plagen, oder ich will dem Marquis von Manzera sagen, auf welche Art du ihm zu dienen suchst."

„Madame," sagte Donna Lora, „so wollen Sie denn den Tod des Prinzen?"

„Ach Gott," rief die Marquise und weinte, „ist es nicht genug, daß mein Herz von nichts als von ihm erfüllt ist, müssen auch meine Dienerinnen noch seine Partei nehmen?"

Als sie erkannte, wie sehr sie sich verraten hatte, ging sie rasch hinaus und schloß sich in ihr Kabinett ein.

Donna Lora hatte das Bekenntnis ihrer Herrin nicht überhört und war nicht geneigt, die Belohnungen, die sie von dem Prinzen erwartete, verloren gehen zu lassen. Darum öffnete sie selbst das Briefchen und steckte es aufgeschlagen in die Zeichenmappe ihrer Herrin. Denn die Marquise, von der Natur mit mancher Geschicklichkeit begabt, liebte es, in ihrer Muße kleine, zierliche Gemälde herzustellen und hatte darin eine geschmackvolle

Fertigkeit. Als sie nun nach einiger Zeit aus ihrem Kabinett kam, um einen Blumenstrauß, den sie zu zeichnen angefangen hatte, zu beenden, fand sie das Papier und las fast im ersten Anblick die oberen Zeilen, und da Donna Lora sich klugerweise entfernt hatte, widerstand die Verliebte nicht, sondern las heimlich den ganzen Brief und berauschte sich an dem süßen Geschwätz so sehr, daß Lora von einem Versteck aus wohl bemerkte, wie wenig ihre Herrin über ihre Kühnheit erzürnt war. Sie trat also rasch herein und trieb ihren Eifer für den Prinzen so weit, die Marquise sogar zu einer Antwort zu drängen, aber diese wies sie nun kurz und barsch hinaus und verbot ihr jedes weitere Wort. Donna Lora erkannte an dem Ton, wie ernst es ihrer Herrin war und entfernte sich, ganz erschrocken und erstaunt über so viel Hartnäckigkeit. Die Marquise aber befestigte sich in ihrem Vorsatz, nicht von ihrem Weg zu weichen. Die Frechheit und die Einmischung ihrer Kammerfrau in diese Angelegenheit war ihr so zuwider, daß sie dem Prinzen fast darüber zürnte, obgleich sie wohl wußte, daß ihm kein andrer als dieser von jeher übliche Weg geblieben war. Dennoch bestärkte sie sich in ihrem Widerstand und war hart genug gegen sich selbst, den Brief zu verbrennen, ohne ihn noch einmal anzusehen.

Donna Lora kam ziemlich bestürzt zu dem Pater

Steffano und machte ihm wenig Mut für einen glücklichen Ausgang ihres Unternehmens. Der gute Pater, mehr erbost als gerührt über so viel Tugend bei einer Marquise, beschwor die Donna, trotzdem ihren Vorteil immer im Auge zu behalten und ging dann zu dem Prinzen, den er wohl oder übel von dem schlechten Ausgang der Sache unterrichten mußte. Gleichwohl wandte er alle Kunst an, um den Verliebten bei gutem Mut zu erhalten, indem er ihm immer wieder vorstellte, daß die Neigung, die die Marquise gegen ihn verraten habe, sie einmal so oder so in seine Arme führen müsse und daß er mehr Ursache habe, sich über das offene Geständnis ihrer Liebe zu freuen, als sich über ihren Widerstand zu beunruhigen.

„Glaubt mir, gnädiger Herr, daß das Feuer angelegt ist, das ist die Hauptsache. Wir wissen jetzt, daß es brennt und brauchen nur die Flammen zu schüren. Ihr sollt Euch bald daran wärmen dürfen."

Aber der Prinz, schwankend in seinen Stimmungen und nicht gewöhnt, daß man ihm so viel Schwierigkeiten machte, hatte alle Hoffnung plötzlich verloren und glaubte den Berichten des Paters und der Donna Lora in nichts mehr, denn er sah ja, daß sie ihn nur hinhalten wollten, um weiter seine Wohltaten zu genießen. Darum verfiel er einer Verzweiflung, die um so größer war, als gleichzeitig mit seiner Liebe seine Eitelkeit nicht wenig

verletzt war. Er steigerte seinen Kummer derart, daß er nur noch von Sterben und Selbstmord redete und dem armen Vitzthum keinen geringen Schrecken einjagte. Der Graf von Harthausen merkte von allem, was vorging, wenig oder nichts. Wenn ihm auch die Unruhe und Verzweiflung des Prinzen nicht entging, schrieb er sie doch anderen Ursachen zu.

Der Prinz quälte unterdessen seine beiden Begleiter mit den ärgerlichsten Launen, indem er bald dies, bald jenes auszuführen verlangte, bald schleunigst abreisen, bald für immer in Madrid bleiben wollte und kurz in allem sich wie ein Rasender und fast Verrückter gebärdete. Schließlich überfiel ihn eine große Gleichgültigkeit gegen alles und er stand aus seinem Bette gar nicht mehr auf. Als er so mehrere Tage ganz ermattet und wie geistesabwesend gelegen hatte, glaubte Harthausen an eine schwere Krankheit und sandte eiligst zu zwei der berühmtesten Ärzte, die denn auch mit vielem Eifer ankamen und zunächst voreinander mit dem säuerlichsten Lächeln viele Bücklinge machten, ehe sie sich mit dem Kranken beschäftigten. Dann ergriff der eine den Patienten bei der linken, der andere ihn bei der rechten Hand, beide zogen ihre Uhren und hielten sie wechselseitig einer dem anderen voll Höflichkeit unter die Nase. So zählten sie den Puls, sahen sich dann mit besorgten Blicken an und be-

gannen die Köpfe so bedenklich und heftig zu schütteln, daß ihre Perücken ins Wackeln gerieten. Man sah ihnen an, wie sie sich gegenseitig in ihre Besorgnis hineinkomplimentierten und steigerten, da keiner hinter dem anderen zurückbleiben und für einen weniger einsichtsvollen Arzt gelten wollte. Der Prinz, durch die Leichenbittermienen der beiden aufgeheitert, ließ sich mit dem leidenvollsten Gesicht von der Welt untersuchen, vernahm mit unterdrücktem Lachen die drei oder vier Krankheiten, die ihm plötzlich an den Hals gehetzt wurden und machte erst dann dem Scherz ein Ende, als die Ärzte anfingen, ihm mit Aderlassen und Klistieren auf den Leib zu rücken. Laut auflachend sprang er vor ihren Augen aus dem Bett und begann in einer Wanne, die da stand, zu baden. Die Doktoren wollten ihn wie einen Fieberkranken festhalten und versuchten mit Gewalt, ihn aus den gefährlichen Güssen einer kalten Brause zu entfernen. Sie machten ein solches Lamento und waren so fest überzeugt, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben, daß der Prinz zuletzt wütend eine Reitpeitsche von der Wand riß und damit die Perücken der beiden auszuklopfen begann. Da flohen sie entsetzt und empört über einen Barbaren, der so wenig ihre Sorgfalt und wissenschaftliche Fürsorge zu schätzen wußte.

Den Prinzen, der in seinem Leben nichts lieber

tat, als den aufgeblasenen Gelehrten eins zu versetzen, heiterte dies Zwischenspiel so auf, daß er auch in seiner Liebesangelegenheit neuen Mut faßte. Er beschloß, vor allem selbst sogleich mit Donna Lora zu reden, um zu erfahren, was an den Nachrichten Steffanos Wahrheit oder Lüge sei. Er ließ die Donna für einen der folgenden Tage in einen Garten vor die Stadt bestellen, wo er sie mit Steffano erwartete. Donna Lora kam, von einer Base begleitet, die Steffano sogleich in ein Gespräch verwickelte und auf die Seite zog, indessen der Prinz sich bemühte, dem geschwinden Spanisch der Donna einigermaßen auf den Fersen zu bleiben. Er begriff, daß sie ihm mit ziemlich den gleichen Worten wie Steffano sein Glück in der Liebe, aber zugleich auch die Unmöglichkeit, die Tugend der Marquise zu erschüttern, erklärte. Aber da er nun einmal Mut gefaßt hatte, beschloß er, das Spiel trotzdem keineswegs aufzugeben. Er erreichte auch, trotz der wenigen spanischen Brocken, die er vorzubringen wußte, das erneute Versprechen der Donna, seine Angelegenheit aufs beste zu betreiben und nichts unversucht zu lassen, um die Marquise umzustimmen und sie zu einer persönlichen Begegnung mit dem Prinzen zu bringen. Daß sie seiner eigenen Gegenwart und dem inneren Feuer der Liebe gleichzeitig nicht lange widerstehen könnte, dessen war der Prinz gewiß.

„Ach, gnädiger Herr," sagte Donna Lora beim Abschied, als ihr der Prinz eine goldene Sackuhr und ein hübsches Kettchen für ihre Base überreichte, „wie kann man gegen Euch nur so hartherzig sein. Wenn ich die Marquise von Manzera wäre, ich wollte Euch noch heute abend empfangen und wenn zehn Ehegemahle es mir verbieten wollten."

Der Prinz dankte ihr lachend für ihren guten Willen, an dem zu zweifeln er keine Ursache hatte, und kehrte fröhlich nach der Stadt zurück.

„Das müßte doch mit dem Teufel zugehen," dachte er, „wenn ein Pater, eine Kammerfrau und ein Prinz eine junge Frau nicht zu dem bringen könnten, was sie selbst wünscht."

Donna Lora fing sogleich, als sie daheim war, an, ihre Rolle vortrefflich zu spielen, indem sie nichts weiter tat, als mit äußerst bekümmerten Mienen und mit Tränen im Blick ihre Herrin zu bedienen. Diese, immer gewohnt, die Sorgen ihrer Untergebenen zu lindern, fragte sie denn auch bald nach der Ursache ihres Kummers, erhielt aber zunächst nur Seufzer und allgemeine Ausflüchte zur Antwort. Als aber der Schmerz der Donna sich immer mehr zu steigern schien, drang die mitleidige Marquise immer heftiger in sie und befahl ihr zuletzt ausdrücklich, ihr den Grund ihrer Leiden anzugeben.

„Weil Ihr es denn befehlt, Herrin," sprach Donna Lora, „so wage ich es, von dem zu reden, was ich Euch doch, Euren Befehlen gehorsam, nicht sagen wollte. Zürnt mir also darum nicht."

„Nein, nein," sagte die Marquise, die noch nicht merkte, worauf es Donna Lora abgesehen hatte, „sprich ohne Furcht. Ich wüßte nicht, daß ich dir je verboten hätte, deine Beschwerden vor mich zu bringen."

„Es handelt sich auch nicht um mich," flüsterte die geschickte Heuchlerin. „Es handelt sich um Euch. So wißt denn, daß der Prinz von Sachsen stirbt —" Die Marquise stieß einen Schrei aus und war nahe daran, umzusinken.

Sie ergriff totenbleich die Hände der Dienerin und preßte sie.

„Wer hat ihn verwundet? Schnell, sage mir alles. O Gott, mir ahnte, daß hier, wo die Dolche und Degen so lose sitzen, den Arglosen und Verwegenen ein Unheil treffen müsse. Ich werde ihn nie wiedersehen!"

„Nein, nein," sagte Donna Lora, erfreut über die unmittelbare Wirkung ihrer Worte, „so schlimm ist es nicht, und es liegt nur an Euch, ob Ihr ihn gesund wiedersehen wollt. Nichts anderes hat ihn verwundet, als Eure Grausamkeit, und wenn er stirbt, so ist es einzig Eure Schuld."

„Betrügerin," rief die Marquise, „warum quälst

du mich so? Wenn es weiter nichts ist als Liebe, daran stirbt niemand so leicht und am wenigsten der Prinz von Sachsen, der sich bald zu trösten wissen wird."

„Madame," rief Donna Lora, „nun seid Ihr auch noch ungerecht gegen ihn. Ich habe den Prinzen heute durch Zufall in Caso del Campo gesehen, als ich mit meiner Base dort war. Er ist nur noch ein Schatten von einst. Blaß und melancholisch stützte er sich auf seine Begleiter. Mich hat nicht leicht ein Anblick so erschreckt, wie der des armen Herrn und Euch würde es nicht anders gehen, wenn Ihr ihn sehen würdet."

„Schweig, Närrin!" rief die Marquise. „Ich will ihn nicht sehen. Ich fühle wohl, daß da irgendeine Verschwörung im Werke ist, aber du sollst mich nicht mit Rührung übertölpeln. Ich sage dir noch einmal, schweige mir von ihm und damit gut."

Die Tränen traten der Marquise in die Augen und ihre Hände krampften sich heftig ineinander. Donna Lora gab mehr auf diese offenkundigen Zeichen ihrer Liebe und Verzweiflung als auf die ihres künstlichen Zornes. Sie fiel der Marquise zu Füßen und rief weinend:

„Ihr dauert mich, Madame, Ihr dauert mich, Ihr und der Prinz. Aber nur Eure Härte macht es so schlimm. Will ich Euch denn zu einem Un-

recht überreden? Das sei ferne. Ich diene dem Marquis von Manzera redlich, aber darum verschwor ich nicht alle Menschlichkeit und kann sehr wohl ein wahres Unrecht von einem eingebildeten unterscheiden. Auch der Prinz will doch Euer Verderben nicht. Warum wollt Ihr denn das seine? Und brauchtet doch nichts zu tun, als ein wenig freundlich mit ihm zu plaudern und seine herzliche Neigung mit gleicher Freundschaft zu erwidern.

Gewiß, der Marquis von Manzera ist sehr eifersüchtig und mißgönnt jedem Manne Euren Anblick. Aber ist solche Eifersucht nicht beleidigend? Wird es außerdem je eine bessere Gelegenheit geben, den Prinzen zu sehen und zur Vernunft zu bringen, ohne die Eifersucht Eures Gemahls zu wecken, als gerade jetzt? Ist die Krankheit, die den Marquis befallen hat und die ihn hindert, auszugehen und überhaupt Euch zu sehen, nicht ein Wink des Himmels? Bis er genesen wird, hat der Prinz von Sachsen Madrid längst verlassen und behält Euch in einem guten Gedächtnis, während er Euch jetzt, wenn er nicht vorher stirbt, verflucht als eine törichte, hartherzige Frau, die ihre Tugend durch nichts zu schützen weiß als dadurch, daß sie sich eingeschlossen hält."

Die Marquise wurde durch diese Worte mehr ergriffen, als sie zeigen wollte. Strömende Tränen verrieten ihre Bewegung.

„Ich begreife nicht," sagte sie, „warum du, die sonst nicht genug schmälen konnte über die Frauen, die ohne Wissen ihres Gemahls fremde Männer empfangen, nun auf einmal mich selbst dazu überreden willst. Hast du mir nicht selbst oft gesagt daß es eine schwere Sünde ist?"

„Herrin," sprach Donna Lora, „wie könnt Ihr nur so verblendet sein und dies mit den Liebschaften vergleichen, die die Damen am Hofe mit den Kavalieren haben. Handelt es sich hier nicht vielmehr um jene heiligen Gefühle, die Gott selbst wohlgefällig sind? Würde ich Euch sonst dazu raten? Pater Steffano, der gewiß ein frommer Mann ist, sagte mir, es sei viel eher eine Sünde, einen so edlen gottesfürchtigen Herrn, wie den Prinzen, eines so jämmerlichen Todes sterben zu lassen, und das will ich auch glauben. Ich könnte es nie verwinden, wenn ich schuld an seinem Tode haben sollte."

„Was du schwatzest," sagte die Marquise. „Ich wollte, ich wäre tot, so hätte das alles ein Ende."

Donna Lora ließ an diesem und den folgenden Tagen nicht ab, die Marquise zu bestürmen und ihr Gewissen einzuwiegen, aber sie konnte keine bessere Antwort erhalten, obgleich sich die Liebende immer mehr in die Netze verwickelte, denen zu entrinnen sie alle Anstrengungen machte. Davon aber konnte Donna Lora sie nicht überzeugen, daß eine

Zusammenkunft mit dem Prinzen ganz gefahrlos sei. Sie kannte ihr Herz zu gut und wußte, daß dieser Schritt alle anderen nach sich ziehen würde, die dann, wer weiß wohin, führen mußten, in Tod und Verdammnis.

Diese Gewißheit verschärfte ihren Widerstand und Donna Lora würde ihn nie überwunden haben, wenn nicht ein Zufall dem Prinzen den einzigen Schachzug gezeigt hätte, der die Königin in diesem Spiel in seine Gewalt bringen mußte.

Eines Abends, als Steffano mit Donna Lora eine Zusammenkunft an einer kleinen Gartenpforte des Palastes Manzera verabredet hatte, begleitete ihn der Prinz, der vor innerer Unruhe über den schlechten Fortgang seines Liebeshandels schon wieder ganz toll werden wollte, in einer Verkleidung, die er bei seinen Abenteuern zu tragen pflegte. Er wollte noch einmal persönlich seine Sache der Donna Lora empfehlen, und sie, die täglich seine Geliebte sah und immer um sie war, von ihr erzählen hören.

„Ach Gott," rief er zuletzt, „warum kann ich nicht stracks durch diese Pforte zu ihr gehen und ihr selbst sagen, was mich zu sagen drängt. Ich wollte alle ihre Bedenken und Ausflüchte und allen Widerstand schnell überwunden haben."

„Ja wahrhaftig, gnädiger Herr," rief Pater Steffano, „da hat die Liebe Euch einmal einen

guten Gedanken beigebracht und den besten Weg gewiesen. Donna Lora wagt nichts, wenn sie Euch in das Gemach ihrer Herrin einläßt. Ihr werdet ihr bald Verzeihung für diesen Ungehorsam verschaffen. Ich bin sicher, noch ehe die Nacht um ist, segnet die Marquise unseren Einfall und preist sich glücklich, daß sie eine so kluge Kammerfrau hat. Vielleicht hat sie schon längst darauf gewartet und wir sind zu dumm gewesen, das einzusehen.

Zum Teufel, ich weiß, daß es solchen Damen schwer fällt, ihrer Scham so geradeaus Valet zu sagen. Das will nicht über die Zunge. Aber den Liebhaber, der ihre Gedanken nicht zu erraten versteht, halten sie mit Recht für einen Dummkopf."

„Ja," rief der Prinz erregt, „ich will nun endlich wissen, woran ich bin und wenn sie hart genug ist, mich abzuweisen, will ich vor ihren Augen sterben."

Er wollte sogleich den dunkeln Gang durch den Park nach dem Hause hinaufeilen.

„Halt, halt, Herr!" rief Donna Lora erschreckt. „Ich will gerne überlegen, ob Euer Plan zu billigen ist, aber heute ist die Herzogin von Fernandino bei der Marquise. An deren Gegenwart wird Euch, denke ich, wenig gelegen sein."

„Also dann morgen!" rief der Prinz. „Verdammt, daß es erst heute ist."

Die drei so verschiedenen Verschwörer im Dienst der Liebe bestimmten noch die Zeit für den folgenden Abend, wo sich der Prinz an der Gartenpforte einstellen sollte, dann eilte dieser in fröhlicher Aufregung heim. Als ihm der Graf von Harthausen in den Weg lief, umarmte er ihn ausgelassen und wirbelte mit ihm im Kreise herum, bis dem alten Herrn die Perücke von seinem kahlen Kopfe flog.

„Ist Er ganz verrückt geworden?" rief der Graf. „Hat Er sich an den verteufelten Weinen besoffen, die in dieser spanischen Hitze reif werden? Drehe Er doch lieber den Vitzthum und lasse Er mich in Frieden."

Der Prinz umarmte nun auch den Freund, zog ihn dann schnell hinaus auf sein Zimmer und berichtete ihm seinen neuen Plan.

„Wißt Ihr auch," sagte Vitzthum, „daß Ihr verloren seid, wenn es der Marquise einfällt, ihre Tugend so weit zu treiben, daß sie ihren Gatten herbeiruft?"

„Eben deshalb," sagte der Prinz, „weil es gefährlich ist, wird sie mich dieser Gefahr nicht aussetzen."

„Und wenn sie Euch nun anhört und erhört und die beiden Täubchen einig sind, so wird es bei dem einen Mal nicht bleiben. Man gewöhnt sich an das Kommen, bis der Marquis so oder so erfährt, bei wem seine schöne Gattin sich über das

Scharlachfieber ihres Gatten tröstet, und ehe man sich's versieht, hat der Prinz von Sachsen einen der verdammten Dolche im Leibe, mit denen diese Spanier so unvorsichtig geschickt umzugehen wissen. Die spanischen Marquis haben eine genau so kitzliche Ehre wie wir daheim, aber sie sind nicht so dumm wie die Deutschen, daß sie ein großes Geschrei darum machen, wenn man sie verletzt hat. Sie sind auch nicht höflich genug, sich breitbeinig ihrem Beleidiger mit der Pistole in der Hand gegenüberzustellen und zu allem Guten auch noch seine Kugeln zu schlucken. Ein paar hundert Dukaten oder weniger in die Hände eines geschickten Gesellen gelegt, tun hier bessere Dienste."

„Halt dein Maul, Vitzthum," rief der Prinz. „Da ruhst du nicht eher, als bis du mich aus aller Freude herausgeredet hast. Und wenn der Herr Marquis von Manzera die heilige Inquisition selbst auf mich hetzen will, nichts soll mich davon abhalten, morgen abend seine schöne Frau zu fragen, wer von uns das größere Recht auf ihr Herz hat, ich oder der Marquis. Nachher mag werden, was will."

„Ich habe auch nicht gehofft," sagte Vitzthum, „daß Ihr Vernunft annehmen würdet. Aber ich werde mit Euch gehen und in Eurer Nähe sein, wenn Euch Gefahr droht."

„Schade," sagte der Prinz, „daß Donna Lora keine Talente hat, dir die Zeit zu verkürzen."

Am nächsten Abend gingen der Prinz, reich und mit Geschmack gekleidet, und Vitzthum, gut und unauffällig bewaffnet, zu der festgesetzten Zeit eilig durch die einsame Straße auf die kleine Pforte zu, die in den Garten des Palastes Manzera führte. Der Prinz fand die Türe offen und trat sogleich ein. Vitzthum blieb am oberen Ende der Straße, von wo er Garten und Haus heimlich beobachten konnte.

Donna Lora erwartete den Prinzen hinter der Pforte und führte ihn behutsam über dunkle, verschlungene Gartenwege nach dem Eingang zu den Gemächern seiner Geliebten.

Die Marquise, die noch so spät an ihrem Zeichentisch saß, betrachtete nachdenklich, ich weiß nicht, in welchen Gedanken, ein kleines Miniaturporträt, das in seinen wesentlichen Zügen dem Prinzen von Sachsen ziemlich ähnlich war und das dem Gedächtnis der Verliebten alle Ehre machte. Die Marquise hatte nämlich seit einigen Tagen die Züge des Prinzen aus der Erinnerung zu zeichnen unternommen und war an diesem Abend, nur halb zufrieden, damit fertig geworden. Durch ein leises Pochen an der Türe wurde sie in ihrer zweifelnden Betrachtung gestört, und da sie Donna Lora erwartete, bedeckte sie das Porträt schnell mit der Hand. Die Türe öffnete sich, und der Prinz von Sachsen trat herein und warf sich der Marquise

6*

sogleich zu Füßen. Diese, die vor plötzlicher Beklemmung ihres Herzens nicht dazu kam, einen Laut von sich zu geben, hörte nun den Strom berauschender Worte, die der Augenblick und die Erregung dem Prinzen eingaben.

„Mein Freund," sagte sie endlich, „so wollt Ihr also meinen Tod. Wenn ich Euch folge, muß ich täglich auf ihn gefaßt sein. Wenn der Marquis von Manzera erfährt, daß Ihr um diese Stunde in meinen Zimmern wart, wird er ohne Zögern uns beide seiner Rache opfern. Aber das wäre noch das schlimmste nicht. Über eine kurze Zeit werdet Ihr Spanien verlassen müssen, und ich bleibe allein mit schuldigem Gewissen zurück. Wenn ich Euch erst wahrhaft lieben lernte, wollte ich nachher lieber sterben, als eine Trennung ertragen."

„Nein, keine Trennung," rief der Prinz, „wenn ich erst Eurer Liebe gewiß bin, will ich Euch gegen die ganze Welt verteidigen. Wir wollen fliehen, und Ihr sollt mit mir in meine Heimat gehen."

„Ja," sagte sie, „und da würde die Marquise von Manzera gut genug sein, Eure Mätresse zu heißen, denn Ihr schmeichelt Euch selbst nicht, Euren stolzen Verwandten mehr abzutrotzen. Nein, Ihr seid jung und Eure Jugend ist die Entschuldigung Eurer unbedachten Verwegenheit. Aber ich, die ich gewiß in vielem erfahrener bin, darf Euch nicht darin folgen."

„Freundin," rief der Prinz außer sich über ihren Widerstand, „Ihr tut mir unrecht. Wenn Ihr nicht mit mir gehen wollt, will ich auch hier bleiben. Ich werde spanische Dienste nehmen. Der König wird mir gern ein Regiment geben. So brauche ich nach dem Kurfürsten von Sachsen nichts mehr zu fragen."

„Und der Marquis von Manzera?"

„Ich werde ihm sagen, daß er Euch aufgeben muß, daß er kein Recht mehr auf Euch hat. Dann werde ich mit ihm kämpfen und Euch von ihm gewinnen."

„Prinz," sagte die Marquise und deckte ihre Hand leise über seine heißen, erregten Augen, „man sieht, daß Ihr kein Spanier seid und unsere Sitten schlecht kennt. Der Marquis weiß Eure Kraft zu schätzen. Er wäre nicht töricht genug, so unbequeme Wege mit Euch zu gehen. Seine Rache würde ohnedies viel besser bedient werden.

Aber ich sage noch einmal, wenn auch alles dies überwunden würde, um so schlimmer wird für mich dann das Ende sein. Mir kann Eure Liebe zuletzt nur Leid bringen, aber das bedenkt Ihr nicht gerne. Ihr seid so jung, Ihr werdet bald andere neben mir und nach mir lieben, und ich würde lieber den Tod als dies ertragen — wenn ich Euch erst einmal wahrhaft lieben gelernt hätte."

„Freundin," rief der Prinz, „mit jedem heiligen Schwur —"

„Haltet ein," sagte die Marquise ruhig. „Wir wollen wenigstens dies alte Schauspiel lügenhafter Eide nicht aufführen."

„Schauspiel?" rief der Prinz, „und lügenhafte Eide? Ach, ich Narr! Nun sehe ich, daß Ihr mich mit Beleidigungen von Euch stoßen wollt, daß Ihr in mir nur irgend so einen Elenden seht, der zu seinem Vergnügen auch ein wenig auf die Liebesjagd geht. Nein, ich will Euch besser überzeugen."

Er riß seinen Degen von der Seite und wollte sich in seiner Raserei durchbohren.

Ich will nicht sagen, daß der Prinz nicht wirklich Ernst gemacht hätte, wenn ihm die Marquise nicht in den Arm gefallen wäre. Wozu kann der Liebeswahnsinn und die jugendliche Eitelkeit, eine Rolle gut zu Ende zu spielen, einen jungen heißblütigen Menschen nicht verführen. Aber glücklicherweise wurde der Märtyrermut des Prinzen nicht auf die letzte Probe gestellt. Die Marquise, die es am besten wissen konnte, nahm seine Verzweiflung ernst, umklammerte ihn ganz erschrocken und hielt ihn fest.

„Freund," rief sie, „so war es nicht gemeint. Warum wollt Ihr mich mit allen Martern quälen, die Euch gegeben sind? Ihr seid wenig edel, so meine Niederlage vollkommen zu machen. Habt doch Mitleid mit mir und bedenkt, was ich leiden muß."

Sie wand ihm den Degen aus der Hand und warf ihn fort. Dann preßte sie sich fest an den Geliebten, küßte ihn und verlor allen Widerstand.

„Du Lieber," rief sie, „ich sehe wohl, daß ich alles für dich tun und deine Liebe über den Tod stellen muß. Weißt du, ich fürchte den Tod sehr und denke immer an ihn, aber an dich denke ich noch viel mehr und dich liebe ich mehr als alles Leben. Nur dich will ich noch anschauen und mich vor keinem Leide fürchten. Du bist ja die Freude, die mir so lange versagt war. Du bist die Jugend, um die man mich betrogen hat, du bist alles, alles, wonach ich geweint und geseufzt habe, und was ich doch nie besitzen kann, wenngleich ich es jetzt in den Armen zu halten scheine. Du entfliehst mir, das weiß ich. Du bist ja nur ein glühender Traum dieser heißen Nacht. Meine Sehnsucht hat dich gemacht. Vielleicht morgen oder übermorgen bist du schon nicht mehr und ich sitze wieder und male dich aus dem Gedächtnis. Sieh, so."

Sie hielt ihm die Zeichnung hin.

„So blaß, so zart wird dann deine Schönheit in meiner Einbildung. So vergnüge ich mich, bunte Schatten festzuhalten.

Heute, fort damit ins Feuer! Was sind sie wert, wenn ich dich habe. Bald will ich sie wieder neu und besser hervorholen, hernach, wenn du in Deutschland mich längst vergessen hast."

Der Prinz, der soeben in tiefster Verzweiflung sich verschmäht geglaubt hatte, fühlte sich nun plötzlich von der höchsten Flut leidenschaftlicher Liebe überschwemmt. So wie Selige in die Herrlichkeit des Himmels schauen, blickte er verzückt auf die schöne Frau, die sich in seine Arme fügte und deren Duft ihm die Sinne schwinden machte.

„Freundin, liebe Freundin," rief er, „nun gewann ich dich doch. Nun soll uns nichts mehr auseinanderreißen. Quäle dich nicht mit so törichten Dingen. Ich bleibe immer bei dir."

„Ach du, du bist so glaubwürdig, selbst wenn du lügst. Noch deine Lügen sind reizend und liebenswert. Komm, sei nicht böse, ich glaube dir! Ich schwöre für dich: Heute liebe ich die Marquise von Manzera und — und so weit ich denken kann. Wer kann wissen, wie lang das ist. Warum wollen wir an morgen denken? Jetzt liebst du mich, das ist gewiß. Jetzt bist du bei mir und niemand nimmt dich hinweg. Morgen will ich sterben."

Sie warf sich über den Geliebten, umarmte ihn und küßte ihn und ließ ihn nicht los, als wollte sie ihn mit ihrer Liebe ersticken.

Gegen Morgen entfernte sich der Prinz. Donna Lora führte ihn durch den Garten bis ans Tor, wo Vitzthum sehr beunruhigt auf seinen Herrn wartete und nun froh war, ihn wiederzusehen.

Schweigend gingen die beiden durch die noch nächtlichen Straßen. Als sie sich vor ihren Zimmern trennten, umarmte der Prinz den Freund. Tränen traten ihm in die Augen, so überwältigte ihn die Erfahrung einer großen Liebe, die er so rein und gewaltig in dieser Nacht zuerst kennen gelernt hatte.

Mehrere Wochen vergingen und jeder Abend, an dem nicht die Herzogin von Fernandino sich verpflichtet glaubte, die Einsamkeit ihrer Tochter zu teilen, fand die Liebenden vereinigt. Die Marquise und der Prinz vergaßen den Gang der Zeit und achteten nicht auf die Tage, sie zählten nur nach den ewigen und doch so vergänglichen Stunden der Nächte, in denen ihnen ein vollkommenes Glück gewährt schien.

Der Marquis erholte sich unterdessen nach und nach von seiner Krankheit, obgleich ihm der Prinz oft genug heimlich den Tod wünschte. Er war aber auch in der Zeit seiner Genesung rücksichtsvoll genug, sich mit seinem vertrautesten Diener und einem Arzt ganz in seinen Räumen in einem besonderen Flügel des Hauses eingeschlossen zu halten, um nicht zuletzt doch noch die Krankheit auf die Marquise zu übertragen. Auch fühlte er sich in der Einsamkeit wohl. Nur fand er, zu lange schon an das Bett gefesselt, selten den Schlaf und stand daher bisweilen in der Nacht auf und

ging in einem langen offenen Gang, der nach dem Garten zu vor seinen Fenstern entlang lief, auf und ab und erholte sich in der kühlen, wehenden Nachtluft von der Hitze des Zimmers und seines Lagers. Der Anblick des von Sternen ganz lichten Nachthimmels und der dunklen, um seine Füße rauschenden Baumwipfel bewegte ihn und gab seinem Geist bald die Richtung, der er am liebsten folgte. Er spielte mit Gedanken über das Ewige, den Glanz der Unsterblichkeit und die Dunkelheit dieser vergänglichen Welt, die der Marquis von Manzera im Grunde verachtete, so sehr er gerade jetzt, wie alle Genesenden, an ihr hing.

In einer dieser Nächte lehnte der Kranke, der seinen Diener schon zu Bett geschickt hatte, an der Brüstung des Ganges und blickte über den Garten hinweg nach dem westlichen Himmel hinüber, wo ein finsteres Gewitter mit fahlen Blitzen und unterirdischem Grollen heraufzufuhr.

Dunkle Wolkenberge stiegen wie aus der Erde empor und bedeckten ein Sternbild nach dem anderen. Schon stieß der erste Wind, der diesen Unwettern wie ein warnender Bote voranläuft, gegen die Baumwipfel, da sah der Marquis, wie von den Gemächern seiner Gattin her ein Mann, den ein Frauenzimmer führte, die dunklen Gartenwege entlangeilte, durch die kleine Pforte auf die Straße trat und verschwand, indes die Frau, in der er bei

dem plötzlichen Schein eines nahen Blitzes Donna Lora, die Vertraute der Marquise, erkannte, eilig in das Haus zurücklief, weil schon die ersten schweren Tropfen klatschend auf die Blätter schlugen.

Der Marquis bedachte sogleich, daß Donna Lora nicht mehr in den Jahren war, daß ein Liebhaber, denn nur ein solcher konnte um diese Stunde von ihr kommen, Gefallen an ihr finden mochte. Auch hatte er bei dem ungewissen Schein der Nacht doch deutlich genug den guten, jugendlichen Wuchs des Mannes erkannt. Er schloß also mit einer Folge blitzschneller Gedanken, daß der Fremde aus den Gemächern der Marquise gekommen sei, also ihr Liebhaber und folglich der Prinz von Sachsen sein müsse. Mit greller Deutlichkeit durchfuhr ihn diese gewisse Erkenntnis, und während sich plötzlich das Unwetter vom Himmel herab mit schauerlicher Gewalt über den Garten und die ganze Stadt warf, taumelte der Marquis mehr als er ging in sein Gemach und fiel in Delirien auf sein Lager. Der Arzt und der Diener eilten bestürzt herbei und es gelang ihnen, den Kranken soweit zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen, daß er sich Gewalt antat und sich äußerlich beruhigte. Er schickte den Arzt hinaus, befahl dem Diener, dem er in allem ganz vertrauen konnte, nahe heranzukommen und erklärte ihm mit wenigen, heiser hervorgetriebenen

Worten, was er gesehen und was er zu tun beschlossen habe.

„Nimm," so schloß er, „noch drei oder vier Kerle zu dir, die dich nicht fragen, wozu du sie gebrauchen willst, und sorge, daß jeder, der sich morgen oder in den nächsten Nächten der Gartenpforte nähert, noch auf der Straße und möglichst ohne Laut niedergestochen wird."

Der Diener schwor, alles vorzubereiten und entfernte sich sogleich, da er nur in der Nacht die Mörder, die er brauchte, zu gewinnen hoffen konnte.

Der Marquis blieb wie sinnlos mit zerrissenem Herzen und hämmerndem, fieberndem Hirn auf seinem Lager liegen. Draußen tobte unterdessen das Wetter vorüber und wich einem zartblauen reinen Morgenhimmel. Im Herzen des Marquis von Manzera folgte eine rote Welle der Qual und der Wut der anderen.

„Könnte ich sie mit Zähnen zerreißen," dachte er immer wieder und weidete sich an diesem Gedanken, den er doch immer aufs neue erstickte. „Erst muß dieser glatte deutsche Hund sterben! Er soll mir nicht scheu werden."

Nach einer Weile rief er den Arzt, der ihn auskleidete und nicht begreifen konnte, was den Zustand des Kranken so plötzlich verschlimmert hatte. Er schob es zuletzt auf die gefährliche Nachtluft

und auf verderbenbringende Sterne und schickte sich an, ihnen mit allerlei Mixturen zu begegnen.

Als die Marquise gegen Morgen erfuhr, daß die Krankheit ihres Gemahls wieder zugenommen hatte, schrieb sie ihm einen besorgten und zärtlichen Brief, den er, um sich nicht zu verraten, mit gleicher Zärtlichkeit erwidern mußte. Er tröstete sie und versprach baldige, dauernde Besserung und schob alles auf das Unwetter der Nacht.

„Ich hoffe," schloß er, „daß die nächste Nacht mir und uns allen einen festeren Schlaf bringen wird."

Der Marquis hatte richtig gerechnet, als er annahm, daß der Prinz die wenigen Nächte, die ihm noch bis zur völligen Genesung des unbequemen Gemahls seiner Geliebten blieben, so viel wie möglich ausnützen würde.

Kaum hatte am nächsten Abend der Diener des Marquis mit drei verwegenen Banditen den Hinterhalt besetzt, da sahen sie einen Menschen, der sich vorsichtig in einen Mantel gehüllt hatte, die Gasse herabkommen und auf die Gartentür zugehen. Sie brachen sogleich aus dem Dunkel heraus und stachen auf ihn ein, aber der Prinz, der sich wohl vorgesehen hatte, sprang, obgleich er ziemlich verwundet war, zurück und schoß mit seiner Pistole den vordersten der Angreifer durch den Kopf. Die

übrigen hielt er sich mit dem Degen so lange geschickt vom Leibe, bis Vitzthum von dem Ende der Straße heranstürzte und ihm beistand. Die beiden Deutschen drangen so wütend auf ihre Angreifer ein, daß sie noch zwei töteten. Nur der Diener des Marquis, der sich mehr zurückgehalten hatte, entkam, obgleich ihn Vitzthum noch eine Strecke verfolgte.

Als der Junker wieder zu seinem Herrn zurückkehrte, fand er ihn an die Mauer gelehnt und bemüht, Blut, das ihm reichlich aus einer Brustwunde drang, zu stillen. Vitzthum erschrak, aber der Prinz raffte sich auf und eilte, da schon durch den Schuß aufmerksam geworden, die Stadtwache die Gasse herablief, mit Vitzthum auf einem Umweg nach seinem Quartier.

Die Wächter fanden nur die drei am Boden liegenden Banditen, denen sie bald ansahen, daß sie in keinem ehrlichen Handwerk umgekommen waren. Sie hoben sie auf und bemerkten nun, daß der eine noch ein wenig Leben hatte, das aber auch kurz darauf entfloh. Doch brachten sie noch soviel aus ihm heraus, daß es sich um einen Überfall gehandelt, den der Marquis von Manzera angeordnet. Da es nun selbst für einen Gerichtsdiener nicht gut ist, sich in das Spiel hober Herren zu mischen, trugen sie die Toten stillschweigend nach dem Gerichtshause hinweg, um sie da heim-

lich der Erde anzuvertrauen, die alle Geheimnisse so gut zu behüten versteht.

Als der Marquis von Manzera von seinem Diener, der verwundet und blutend sich eilends auf einem Umwege zu seinem Herrn begeben hatte, erfuhr, daß der Anschlag auf den Prinzen von Sachsen mißglückt war, verlor er alle Fähigkeit, seine Wut in Schranken zu halten. Er biß sich wie ein Rasender in die Hände und man darf, nach allem zu schließen, was er nun unternahm, wohl glauben, daß Schmerz, Wut und Eifersucht ihn völlig seiner Sinne und jeder Denkfähigkeit beraubten, und ihn in allem einem Wahnsinnigen gleich machten, der mehr Mitleid als Verachtung verdient. Gleichwohl rächte sich jetzt an ihm die Enge seines Geistes und seiner Gesinnung, die keine andere Lösung als Mord und Verbrechen sah. Von dem Gedanken gepeinigt, daß seine Gemahlin, die sicher noch keine Meldung von dem Überfall erhalten, in diesen Augenblicken noch immer auf ihren Geliebten warte und, von dem teuflischen Vergnügen gereizt, sie mitten aus dieser schönen Erwartung heraus in ein tödliches Entsetzen zu reißen, eilte der Marquis, einen Dolch in der einen und eine Schale mit vergiftetem Wein in der anderen Hand nach den Zimmern der Marquise, die wirklich ohne jeden Argwohn noch mit Donna Lora plauderte und den Prinzen erwartete.

Der Marquis stieß mit dem Fuß heftig gegen die Türe. Donna Lora öffnete ihm und sank, als sie so plötzlich ihren Herrn mit leichenfahlem Gesicht vor sich sah, mit einem verzweifelten Schrei in Ohnmacht. Der Marquis sorgte durch einige rasende Dolchstiche dafür, daß sich niemand um ihr Wiedererwachen zu bemühen brauchte. Dann wandte er sich gegen die Marquise, die hoch aufgerichtet mitten im Zimmer stand und mühsam um Fassung kämpfte.

„Hier," rief er und hielt ihr Dolch und Gift hin, „wählt, welcher Weg zum Tode Euch angenehmer scheint. Ihr sollt begreifen, was es heißt, den Marquis von Manzera zu beleidigen."

„Herr," sagte die Marquise mit Hoheit und erzwungener Ruhe, „Ihr richtet, ehe Ihr geurteilt habt. Wenn irgend etwas Euch beleidigt, so ist es diese Art, in der Ihr Euch rächen wollt, wie eine Bestie, die aus ihrem Kerker gebrochen ist."

„Wählt!" rief der Marquis und drang auf sie ein, „wählt schnell, oder ich wähle den Dolch. Er ist dem ähnlich, der Eurem Liebsten drunten im Garten schon im Nacken sitzt. Beeilt Euch, er wartet schon, daß Ihr ihm nachlauft."

Der Marquis weidete sich mit wildem Haß an dem Entsetzen, das diese Lüge der Marquise beibrachte. Sie wankte, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und weinte.

„Mein armer Freund," sagte sie leise, „mein armer, lieber Freund."

Dann griff sie rasch nach der Schale mit dem Wein und trank sie aus. Der Marquis erwachte halb aus seinem Wahnsinn, schwankte einen Augenblick und wollte ihr den Becher vom Munde reißen, lief aber dennoch hinaus und schloß sich in seine Gemächer ein.

Die Marquise sank ohnmächtig auf den Teppich. Nach einer Weile wich die Ohnmacht und sie wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr. Ein entsetzlicher Durst quälte sie. Ihr Gaumen war wie ausgetrocknet. Sie wollte sich erheben, brach aber nur noch hilfloser zusammen und verlor zuletzt aufs neue das Bewußtsein.

Als der kleine Hund, den die Marquise besaß und immer um sich hatte, sah, wie seine Herrin und Donna Lora regungslos auf der Erde lagen, fürchtete er sich und lief winselnd zwischen der Türe und dem ausgestreckten Körper seiner Herrin hin und her. Auch scharrte er am Boden und heulte zuletzt so laut, daß die Dienerinnen aufmerksam wurden, hereinkamen und mit einem Blick sahen, daß die Marquise und Donna Lora ermordet waren. Da schrieen sie laut und brachten sogleich das ganze Haus in Aufruhr. Einige bemühten sich um die Marquise, die noch schwach atmete, andere um Donna Lora, die aber kein Lebenszeichen mehr gab.

Einige liefen auch zu den Gemächern des Marquis und nach der nahen Wohnung der Herzogin von Fernandino.

Der Marquis hielt seine Türen fest verschlossen und gab den Pochenden keine Antwort. Die Herzogin aber kam sogleich und bewahrte äußerlich in allem die Ruhe, die man von ihr erwarten konnte und die der Hoheit einer Oberkämmerin entsprach. Sie eiferte die Ärzte, die man geholt hatte, an, aber vergeblich; die Marquise starb, ohne aus ihrer Ohnmacht erwacht zu sein.

Obgleich der Herzogin niemand Aufklärung geben konnte, begriff sie nur zu gut, was geschehen war. Die Weigerung des Marquis, seiner sterbenden Frau zu Hilfe zu kommen, sprach deutlich genug. Als sie alle Hoffnung aufgeben mußte, ließ die Herzogin ihre Tochter auf ein Bett legen und verließ, noch immer starr und gefestigt, aber innerlich in völliger Verzweiflung zusammengebrochen, das Haus. Bei dem Marquis hatten unterdessen die Aufregung und die Reue über seine rasche Tat die Gewalt des Fiebers erneut und steigerten es in kurzem so sehr, daß der Arzt seinen baldigen Tod für gewiß ansehen mußte. Er schrieb ihn keiner anderen Ursache zu als dem Schmerz über den plötzlichen Verlust der Marquise, denn er war, wie viele seinesgleichen, ein kluger Diener seiner Wissenschaft, aber beschränkt und blind in allen Dingen, die nicht mit ihr zusammenhingen.

So grausam und wild der Marquis in seinem Zorn gewesen war, so sanft und reuevoll fühlte er sich nun. Nachdem er die getötet hatte, die ihm vordem das Liebste auf Erden gewesen war, begehrte er selbst nichts als den Tod. Doch beschwichtigte er alle Vorwürfe seines Gewissens, indem er dem Schicksal und seinem blinden Gang alle Schuld zuschob.

„Wir werden durch das Leben getrieben," sprach er zu sich selbst, „wie Wasser durch ein Flußbett. Wir sind ohne Widerstand. Alles ist voraus bestimmt. Wie wir uns auch sträuben, unsere Füße stehen auf Toten. Unser Wille ist ein lächerliches Spinngewebe."

Er begehrte noch, die Herzogin von Fernandino zu sprechen, aber sie verweigerte es ihm. Er hätte ihr nichts sagen können, was sie nicht wußte, und woran sie sich nicht mitschuldig gefühlt hätte. So starb der Marquis in den Armen seines Dieners und Arztes. Mitten in einer wilden Fiberphantasie brach er tot zusammen.

Als der Prinz von Sachsen und Vitzthum sich in ihr Quartier gerettet hatten, lief der Junker sogleich nach einem Wundarzt. Als er zurückkam, fand er den Prinzen bewußtlos auf seinem Lager, und der Arzt, der die Wunde untersuchte, ließ wenig Hoffnung auf sein Leben. Vitzthum, aufs Äußerste bestürzt, meldete nun Harthausen, was geschehen

7*

war. Doch verschwieg er, auf welchen Wegen der Prinz seine Wunde erhalten hatte. Der Graf fand sich so plötzlich in der schlimmsten Lage, die er nicht einmal zu durchschauen vermochte und verlor darüber fast den Kopf. Doch beschloß er zunächst den Gang des ganzen Unglücks abzuwarten und weder an den Hof noch in die Heimat Nachricht kommen zu lassen.

Der Prinz, von dem reichlichen Blutverlust geschwächt, trieb mehrere Tage an dem Tod entlang und verschlimmerte seinen Zustand vor allem durch die Aufregung und Sorge um die Marquise, die er in den Händen ihres eifersüchtigen Gemahls wußte.

„Ich werde ihn umbringen," rief er, „wenn er sie anzurühren wagt."

Vitzthum beruhigte ihn, daß es ja noch nicht ausgemacht sei, ob die Angreifer überhaupt von dem Marquis bestellt gewesen, doch ließ sich der Prinz nicht überzeugen und bestand auf seiner Ahnung. Er sandte Vitzthum auf Erkundigungen aus, in der Hoffnung, daß er durch Steffano oder Donna Lora eine Nachricht von der Marquise erhalten würde.

Vitzthum erfuhr nur zu bald den Tod des Marquis und der Marquise von Manzera, den man aber der Öffentlichkeit ohne den wahren Zusammenhang mitgeteilt hatte, den ohnehin niemand genau

wußte, der es hätte verraten mögen. Vielmehr ging ein schönes Märchen um, daß die Marquise aus Kummer über den Tod ihres Gemahls, dessen Krankheit ja schon lange bekannt war, einem plötzlichen Herzkrampf erlegen sei, eine Nachricht, die alle glaubten.

Zu allem Überfluß traf Vitzthum auch noch auf Pater Steffano, der von der Base der Donna Lora deren Tod erfahren hatte. So wurde dem Junker der Zusammenhang aller Ereignisse klar. Mit tiefer Erschütterung erkannte er das Verderben, das der Prinz von Sachsen in das Haus Manzera getragen hatte. Voll Sorge und Grauen und willens, dem Prinzen alles zu verheimlichen, kam er nach Hause. Er traf den Grafen von Haxthausen am Bett des Schlafenden und winkte ihm ins Nebenzimmer. Dort erzählte er ihm, da nun weiteres Geheimhalten keinen Sinn mehr hatte, den ganzen Liebeshandel und den traurigen Ausgang. Der Hofmeister war um so mehr über das Ereignis verzweifelt, als er seiner List, mit der er den Prinzen von Paris nach Madrid gelockt hatte, nicht wenig Schuld an dem Unglück zuschrieb.

Der Graf und Vitzthum kamen überein, dem Kranken alles zu verheimlichen, da die Nachricht im Augenblick ihm an das Leben greifen mußte. Sie beschlossen, alles zu tun, um so bald wie möglich Madrid zu verlassen, selbst auf die Gefahr hin,

den Prinzen noch krank nach Venedig zu bringen, das als nächstes Ziel ihrer Reise gesetzt war.

Mochten sie nun zu laut gesprochen haben oder hatte irgendein geheimer Sinn, der oft die Verliebten und Kranken auszeichnet und ihnen die richtigsten Ahnungen beibringt, den Prinzen veranlaßt, aus seinem Bett zu steigen, jedenfalls hatte er von dem Gespräch genug gehört, um zu begreifen, was vorgegangen war, und stürzte nun plötzlich im Hemd, aber mit dem Degen in der Hand in das Gemach und fiel Vitzthum und den Grafen an.

„Halunken," schrie er, „wollt ihr mich betrügen? Warum rettet ihr sie nicht? Warum habt ihr keine Ehre im Leibe?"

Nur mit aller Anstrengung hielten die Angegriffenen den Rasenden von sich ab. Vitzthum und der Graf bluteten und waren fast wehrlos, da sie gegen den Kranken doch ihre Waffen nicht zu gebrauchen wagten. Plötzlich aber kehrte der Prinz den Degen gegen sich selbst und brachte sich einen Stich bei, dessen Kraft der Graf aber mit Geschick auffing. Auch gelang es ihm und Vitzthum, den Prinzen um die Brust zu fassen und festzuhalten. Gleichzeitig sank er ihnen besinnungslos in die Arme. Der Graf entwand ihm nun den Degen aus den verklammten Fingern, dann trugen sie den Leblosen auf das Bett.

Länger als vier Wochen lag der Prinz in den Phantasien eines qualvollen Deliriums. Sein Geist schien völlig umnachtet und seine Wut war so maßlos, daß er, trotz seiner zunehmenden Schwäche, beständig von kräftigen Wärtern festgehalten werden mußte, wenn Vitzthum oder der Graf sich ihm näherten. Mehr und mehr aber überfiel ihn eine völlige Erschlaffung, wie sie gewöhnlich dem Tode vorausgeht. Die Ärzte gaben den Prinzen verloren. Aber nun, von keiner Medizin mehr bedrängt, erfrischte sich sein im Grunde gesundes und junges Blut langsam wieder und überwand die Krisis. Nach einigen weiteren Wochen konnte er, zu schwach, sich allein fortzubewegen, von Vitzthum und dem Grafen geführt, täglich in dem schönen Garten seines Quartiers sich einige Stunden zwischen sonnigen und schattigen Bänken hin und her schleppen. Mit inniger Liebe betrachtete er die üppige Pracht der fruchtbeladenen Bäume, die sich, schwer von den goldenen Ballen der Orangen, kaum noch aufrecht erhielten.

„Lieber Freund," sagte er eines Tages zu Vitzthum, „es ist unrecht, daß ich noch lebe. Wie die Früchte sollten auch wir Menschen nur einen Sommer haben, dann sind wir reif für den Tod. Ich habe meinen Frühling und meinen Sommer mit einem Male hinter mir und ich bin, obgleich noch jung an Jahren, von der plötzlichen Glut, mit der

mich das Leben beschienen hat, so überreif wie die Früchte, die hier vorzeitig von den Bäumen gefallen sind. Eure Sorgfalt rührt mich, aber du wirst sehen, daß es vergeblich ist.

Ach Freundin," rief er und Tränen füllten seine Blicke, „du wartest wohl längst auf mich und fühlst dich betrogen. Aber nun bin nicht ich, du bist mir davongegangen."

Vitzthum ließ den Prinzen solche Melancholien, die ihn immer wieder überfielen, ruhig zu Ende spinnen und schwieg dazu, denn er hoffte auf die Erneuerung allen Blutes und versprach sich von der Zeit und der sichtbar wiederkehrenden Kraft des Prinzen bessere Heilung, als von noch so guten Gegengründen. Vor allem waren der Graf und er nun von neuem bedacht, den Schauplatz zu wechseln, und sie erreichten auch leicht von dem Prinzen, daß er Abschied von Madrid nahm.

„Wenn es Euch beruhigt," sagte er, „laßt uns gehen. Mir ist es gleich, wo ich bin und wo ich sterben werde. Ihr aber habt immerhin Eure Schuldigkeit getan."

So ließ der Prinz eines Tages den König und die Königin um eine letzte Audienz bitten. Der König verabschiedete ihn höflich, aber sehr förmlich. Er wollte dem Prinzen den Tod des Marquis von Manzera nicht verzeihen. Die Königin aber, die der Prinz wider alle Hofsitte allein in

ihren Gemächern traf, umarmte ihn und küßte ihn in beinahe mütterlicher Liebe.

„Vetter," sprach sie, „tut diese Trauer von Euch. Sie nützt zu nichts. In das Unabänderliche müssen wir alle uns fügen, nicht Ihr allein. Was sollte werden, wenn jeder sein Leben hinwerfen dürfte, sobald es ihm schwer geworden ist. Erst dann, meine ich, zeigt sich, was einer wert ist. Ich wenigstens will zu allen Zeiten mich im Ertragen üben und prüfen."

Als der Prinz in sein Quartier zurückkam, fand er dort allerlei ehrende Geschenke des Königs, seltene Edelsteine, kostbare Stoffe, Tapeten und seltsame Federarbeiten aus den indianischen Staaten, zugleich auch Sattelpferde und Maultiere, die diese Schätze in seine Heimat führen sollten. Die Königin sandte ihm nur ein kleines Medaillon. Als er es öffnete, blickten ihn, von einem Meister gemalt, die edlen, ernsten Züge der Marquise von Manzera an. Er umschloß das Bildnis mit beiden Händen und bedeckte es erschüttert mit Küssen.

Wenige Tage nachher reisten die Deutschen von Madrid ab und kamen durch Valenzia und Katalonien nach Barzelona. Hier wurden sie wieder zu einem längeren Aufenthalt gezwungen, weil der Prinz aufs neue ernstlich erkrankte. Er schwankte den ganzen Winter zwischen Tod und Leben und erst der Frühling brachte ihm Genesung, nicht nur

von der Krankheit, sondern auch von aller Müdigkeit des Geistes, die ihn vorher bedrückt hatte.

Mit wachsender Liebe schloß er sich wieder an das Leben an, und als nun die Reise über Perpignan durch die blühenden Gefilde Südfrankreichs fortgesetzt wurde, berauschte er sich aufs neue an der Schönheit der Welt, fand alle Jugendlust und allen Übermut wieder und den Abscheu gegen den Tod, der der Jugend einzig natürlich ist.

Wir können allen, denen daran gelegen ist, nicht einmal sagen, daß der Prinz, durch das Schicksal der Marquise von Manzera gerührt, fortan seine Liebeshändel mit weniger Leichtsinn geführt habe. Er war zu jung, verwegen und schön, und die Zeit und ihre Sitten, nach denen auch die schönen Frauen lebten, waren nicht derart, ihn in einem tugendhaften Wandel zu bestärken. Eins aber ist gewiß: das Bild der Marquise von Manzera blieb immer heimlich und verehrt in seinem Herzen aufgestellt.

Der Prinz von Sachsen ist später, als er längst Kurfürst von Sachsen und König von Polen geworden war, berühmt gewesen wegen seiner vielen Liebschaften, die er zeitlebens gehabt hat. Niemand hat es ihm hierin gleich getan.

„Weißt du," sagte er eines Tages zu Vitzthum, der immer sein Vertrauter blieb, „ich habe viele Frauen geliebt und ich glaube, manche verdammen

mich darum. Aber, dir die Wahrheit zu sagen, liebte ich wahrhaft nur diese eine.“ Er zeigte ihm das Bildnis der Marquise von Manzera, das er bis zu seinem Tode immer bei sich trug. „In den anderen suchte ich etwas, das mich an diese königliche Frau erinnern möchte. Alle, die mir lieb waren, schienen mir ihrem Wesen irgendwo verwandt. Aber noch habe ich sie bei keiner vollkommen wiedergefunden.“

„So seid Ihr also untreu,“ sagte Vitzthum lächelnd, „weil Ihr allzu treu seid.“

Venezianisches Abenteuer

Es war wirklich eine verfluchte Geschichte, und der Herr von Vitzthum, der seinen Herrn, den Prinzen August von Sachsen auf seiner europäischen Reise begleitete, war in ziemlicher Verlegenheit und recht verdrießlich über die üble Laune, in der sich der Prinz befand. Aber dieser hatte auch allen Grund, übelgelaunt zu sein. Nachdem er langsam und mühsam, nach einem schmerzvollen und tragischen Erlebnis in Madrid, seine Ruhe und seinen Lebensmut wiedergefunden hatte, war er in Gefahr, beide aufs neue und gründlichst zu verlieren. Er war verliebt und zwar, was sich für einen Prinzen gar nicht schickte und ihm ganz ungewohnt war, völlig und gänzlich und in jeder Richtung unglücklich und aussichtslos verliebt, wie er sich gestehen mußte.

Er konnte sich eigentlich nicht beklagen, daß man

ihn in Venedig, wo er sich eben aufhielt, nicht sehr freundlich empfangen habe. Der Senat, dem daran lag, den Prinzen eines Landes, mit dem Venedig viele gute Geschäfte machte, nach Möglichkeit zu ehren, gab sich alle Mühe, ihm das Leben in der Stadt angenehm zu machen. Man gab ihm eigens drei junge Nobili bei, die ihm die Schönheiten, das heißt die baulichen und sonstigen künstlerischen Schönheiten der Stadt zeigen sollten. Man gab dem Prinzen Feste und Zechereien, und die Adligen wetteiferten darin, ihn einzuladen und königlich zu bewirten. Ja, der Senat hob sogar für die Zeit seines Aufenthaltes ein eigenes strenges Verbot auf und gestattete den Damen, ihre Diamanten anzulegen und öffentlich farbige Kleider zu tragen, damit der Prinz auch von dieser Seite eine Augenweide hätte. Auch fand damals gerade die berühmte Zeremonie statt, bei der der Doge sich in stolzer und feierlicher Weise dem Meere vermählte und ihm einen Ring in den Schoß warf, und auch hierbei ließ man den Prinzen an bevorzugter Stelle zusehen.

Aber gerade bei dieser Festlichkeit ereignete sich das Unglück, von dem vorher die Rede war. Der Prinz hatte das Glück — wenigstens hielt er es zunächst dafür — unter den Zuschauerinnen, die in ihren Gondeln das Fest umschwärmten, eine Frau von Moncingo zu bemerken, eine wahrhaft

schöne Dame von jener Pracht und Herrlichkeit wie sie einige Jahrhunderte früher Tizian gemalt hatte und wie sie damals noch immer auf venezianischem Boden gediehen. Inzwischen sind sie, wie ich glaube, ausgestorben. Es war nicht schwer für den Prinzen, die Dame kennen zu lernen. Ihr Mann selber, der Herr von Moncingo, der in jungen Jahren längere Zeit in Dresden gewesen war, stellte sie ihm vor und lud den Prinzen in sein Haus, der sich das nicht zweimal sagen ließ, und bald bis über die Ohren verliebt, der schönen Dame so deutlich den Hof machte, daß niemand es übersehen konnte.

Aber es ist weiter gar nichts Amüsantes von dieser Liebschaft zu erzählen. Der Prinz, der bei der Dame alle Freundlichkeit, aber keine Wärme fand, rückte schließlich mit der Sprache heraus, gab eine glühende Schilderung seiner Liebe, kniete am Boden und versuchte alle oft erprobten Künste eines Verliebten, erhielt aber von der schönen aufrechten Frau nur den Bescheid, daß sie mit ihrem Ehemann seit fünf Jahren verheiratet und noch durchaus glücklich und zufrieden sei, daß er, der Prinz, ihr ja auch schließlich weiter nichts Würdiges zu bieten habe, da sie wohl wisse, daß er sie zur Gemahlin nicht nehmen könne, und daß sie sich selber zu schade sei, nur eine Buhlerin zu werden. Kurz, sie redete so klar und deutlich und fast mütter-

lich zu dem jungen Manne und fuhr ihm dabei mit der Hand ruhig und unbekümmert durch das Haar, daß ihm war wie einem gescholtenen Buben und daß er am liebsten davongelaufen wäre. Aber daran lag wieder der Frau von Moncigno nichts, vielmehr legte sie, oder vielmehr ihr Mann, der in guten geschäftlichen Beziehungen zu Sachsen stand, Wert darauf, dem Prinzen gut Freund zu bleiben, und darum wußte die kluge Frau, dem Prinzen gerade soviel Freundlichkeit und Zutraulichkeit zu zeigen, wie genügte, ihn in ihrer Nähe zu halten, ohne ihn allzu nahe kommen zu lassen.

Natürlich war dies für den Prinzen die unangenehmste Lage, da er so täglich Grund und Gelegenheit hatte, sich aufs neue an der gefährlichen Flamme zu entzünden, immer brennender und verliebter zu werden, ohne daß ihm die geringste wirkliche Kühlung zuteil geworden wäre. Wer je in solcher Lage war, wird verstehen, daß er sich in ihr keineswegs wohl fühlte, sondern Qualen litt, wie ein anderer Tantalus, wie ein Verdammter, der mitten in seinen Höllenflammen im Himmel herumgehen darf, ohne von der himmlischen Seligkeit etwas abzubekommen. Und man kann sich denken, in welcher Laune er war, und daß der gute Vitzthum Grund hatte zu fluchen und zu wettern und auf Abhilfe zu sinnen.

Nachdem Vitzthum sich Frau von Moncigno

angesehen hatte, erkannte er sogleich, daß er dieser reifen und erfahrenen Frau mit den Künsten, die die Marquise von Manzera erschüttert hatten, nicht kommen durfte. Auch hatte der Ausgang jener spanischen Geschichte ihm den Geschmack daran verleidet. Er sah also, daß er den Prinzen womöglich von diesem ganzen Abenteuer abziehen und nach altem Rezept, Gift mit Gegengift austreiben, ihn also in eine weniger aussichtslose Liebschaft verstricken müsse. Er tat in dieser Hinsicht, was er konnte, fand auch gefällige Helferinnen genug, die ihre schönen Augen gerne auf dem Prinzen ruhen ließen, aber das half ihm alles nichts. Der Prinz war so verheddert in seine Leidenschaft, daß er andere Frauen überhaupt nicht ansah, sie ihm vielmehr, wie es ja den Verliebten geht, alle schal und langweilig erschienen. Es ging ihm eben wie den Kindern, die die schönen Äpfel, die man ihnen freiwillig bietet, verschmähen, wenn sie sich in den Kopf gesetzt haben, gerade einen zu bekommen, den sie nicht haben sollen.

Vitzthum überlegte also, daß er dem Prinzen feiner kommen müsse, entwarf mit großer Geschicklichkeit einen Plan und erreichte denn schließlich auch seinen Zweck. Aber davon nachher.

Eines Abends, als der Prinz wieder aus dem Hause Moncigno kam, wo er den ganzen Abend in einer großen Gesellschaft hatte zubringen müssen

und immer vergeblich versucht hatte, die Geliebte auch nur einen Augenblick lang allein zu sehen, so daß er nun mit Liebe, Zorn, Verzweiflung und Begierde geladen wie eine Kanone vor dem Losbrennen mit Vitzthum unter die Türe trat, da näherte sich ihnen, eben als sie über einen kleinen Platz gehen wollten, um in eine Gondel zu steigen, einer der Gondoliere, der offenbar auf sie gewartet hatte, zog seine Mütze und fragte bescheiden, ob er die Ehre habe, den Prinzen von Sachsen zu begrüßen. Er habe eine Botschaft an ihn. Und zugleich zog er ein Briefchen hervor und hielt es vor sich. Der Prinz nahm es, gespannt, wer ihm da in der Nacht noch Briefe sende, trat an die große Fackel, die am Halteplatz der Gondoliere brannte und las. Dann winkte er Vitzthum und hielt ihm das Briefchen hin, das in zierlichster Schrift, die zweifellos von einer Dame stammte, die Einladung enthielt, sich dem Gondoliere anzuvertrauen, der ihn, den Prinzen, zu einem Abenteuer führen würde, wie es seiner würdig sei.

„Noch nie," so schloß das Briefchen, „habe ich geliebt, als bis zu dem Tage, wo ich das Glück hatte, Euch zu sehen. Verzeiht, daß ich schreibe, aber wer in solcher Glut brennt wie ich, obgleich ich fast noch ein Kind bin, der gibt allein den Göttern Rechenschaft. Verratet mich nicht. Kommt oder lebt wohl. Eine Sterbende grüßt Euch."

Man sieht, das war ganz der Ton, der dem Prinzen in diesem Augenblick zu Herzen ging. Hinzukam, daß das Unternehmen sehr nach Gefahr aussah; denn es war wahrhaftig eine kindliche Naivität, von einem wohlangezogenen Menschen zu verlangen, sich in damaliger Zeit bei Nacht irgendeinem unbekannten Gondoliere aufs Geratewohl anzuvertrauen. Darauf wies denn auch Vitzthum sogleich hin, aber der Prinz, dessen Phantasie ja gerade in dem Zustand war, ihm die schönsten und angenehmsten Bilder vorzumalen, der auf die Gefahr keinen Pfifferling gab, erklärte ohne viel Besinnen, daß er kein Esel sei und sehen wolle, was hinter der zierlichen Spur für ein jagdbares Wild stecke. Er winkte also dem Gondoliere, der in einiger Entfernung stehen geblieben war und fragte ihn, ob er wisse, von wem der Brief sei.

„Eure Gnaden," sagte der, „können ganz beruhigt sein. Ich weiß es, und es gibt keine schönere und edlere Dame in ganz Venedig, obgleich sie erst achtzehn Jahre alt ist."

„Und wie heißt sie?" fragte der Prinz.

„Das eben," sagte der andere, „müßt Ihr sie selber fragen. Nichts in der Welt und wäre es der Rat der Zwölf selbst, soll mich veranlassen, den Namen der Dame auszusprechen. Denn Ihr müßt wissen, mein Herr, auch wir geringen Leute haben unsere Ehre und darin steht die Verschwiegenheit

obenan und zwickte man uns auch mit glühenden Zangen."

Auf diese echt venezianische Prahlerei, die vielleicht schon einigen guten Goldstücken leicht gewichen wäre, wußte der Prinz nichts zu sagen, aber Vitzthum erklärte nun dem Manne, daß er nicht gesonnen sei, den Prinzen allein fahren zu lassen, sondern ihn begleiten werde. Aber darauf ließ sich der andere nicht ein. Er habe Befehl, den Prinzen und niemanden sonst an den und den Ort zu bringen. Wenn man ihm folgen wolle, gut! Wenn nicht, so habe er seine Pflicht getan, obgleich es schade um die Dame und um das offene Fenster sei, durch das mancher andere gewiß gern einsteigen würde. Aber er verstehe, daß man ihm mißtraue, da man ihn nicht kenne und da es in seinem Berufe leider so manche Spitzbuben und Halunken gebe. Aber damit sie Vertrauen gewännen, habe er in weiser Voraussicht seinen Sohn mitgebracht, der dort in der Gondel warte und der bereit sei, bei dem einen Herrn sozusagen als Bürge und Pfand zu bleiben, bis Seine Hoheit am Morgen, ungefährdet und wie er wisse, um ein schönes Abenteuer reicher, zurückgekehrt sei.

„Was willst du mehr?" sagte der Prinz und eilte der Gondel zu, aus der der junge Bursche sich herausschwang und neben Vitzthum stellte.

„Auf alle Fälle," flüsterte Vitzthum dem Prinzen

zu, „habt Ihr ja Eure Pistolen in der Tasche, obgleich es mir lieber wäre, Ihr ginget zu Bett.“

„Sei unbesorgt,“ sagte der, „und gib nur acht, daß dir der Bursche nicht entwischt und du in Ruhe schlafen kannst.“

Vitzthum verbeugte sich und ging mit dem Jungen davon und überließ den Prinzen seinem Schicksal. Der Gondoliere, ohne weiter Worte zu machen, lenkte das Fahrzeug in den Kanal und nun begann eine ganz verzwickte Hin- und Herfahrt. Aus dem großen Kanal kamen sie bald in kleinere, dann wieder in größere, schossen haarscharf um Winkel und Ecken herum, unter nächtlichen Brücken hindurch, glitten an Palästen und Hütten, an Mauern und Gärtchen vorbei, waren jetzt im Hellen, jetzt im Dämmrigen und jetzt in finsterster Nacht, so daß es dem Prinzen, der anfänglich auf den Weg hatte achten wollen, zuletzt ganz wirr im Kopf wurde, von Kanälen, Brücken, Mauern, hängenden Bäumen und Dunkelheit. Er zog vorsichtig die eine Pistole aus der Tasche und legte sie über das Knie, indessen der Lenker das Fahrzeug mit leisem schnellem Schwung seines Ruders immer weiter trieb und sich nach seinem Gast nicht weiter umsah.

Endlich und nachdem sie wohl eine halbe Stunde in dem Labyrinth der Kanäle herumgeschossen waren, drückte der Gondoliere sein Fahrzeug mit einer plötzlichen Bewegung in einem engen Kanal an eine

Hauswand und hielt an. Der Prinz blickte über sich und sah nichts als eine glatte Wand. Nur in der Höhe, wohin der Schein der Sterne einiges Licht warf, bemerkte er etwas wie Fenster. Aus einem beugte sich jetzt ein Kopf, eine Strickleiter fuhr an der Wand herunter und klatschte neben der Gondel aufs Wasser. Der Prinz griff danach, fühlte, daß sie festhielt und wollte hinansteigen.

„Um drei Uhr in der Frühe," sagte der Gondoliere noch leise an seinem Ohr, „erwarte ich Euer Gnaden."

Dann glitt die Gondel, leise plätschernd um die Ecke und der Prinz hing wie ein Frosch an der Wand, ermannte sich aber und kletterte sachte hinan. Als er gut bis in das zweite Stockwerk hinauf gekommen war, ergriff er eine Fensterbrüstung, fühlte sich auch zugleich von Händen erfaßt, kam mit einiger Mühe auf den Fensterrand und ins Zimmer und riß sogleich seine Pistolen heraus. Aber vor ihm stand nur eine ältere kräftige Frauensperson, die eiligst das Fenster hinter ihm leise schloß, dann ein Licht anzündete und verschwand, ihm bedeutend, daß sie bald zurückkommen werde.

Der Prinz sah sich währenddessen in dem Gemach um und fand, daß es ein üppiges und kostbares Zimmer war, mit einem großen Ruhebett, schönen Möbeln aller Art und Bildern an den Wänden, was alles auf ein reiches und gutes Haus

schließen ließ. In dieser Hinsicht also war er durchaus beruhigt und sah mit gutem Vertrauen dem Kommenden entgegen. Und auch hierin wurde er nicht enttäuscht. Die Türe öffnete sich und eine Dame, aufs delikateste geschmückt, aber auch von eigenstem Liebreiz, trat herein und stürzte ihm vorsinkend in die Arme.

Eine Weile war dann, wie sich denken läßt, von Weiterem nicht die Rede, als von Küssen und Umarmungen. Der Prinz trug das schöne Wesen, das ihm nach der langen Fastenzeit und nach all dem Drum und Dran der nächtlichen Fahrt, des Geheimnisses und der Gefahr, wirklich wie eine der berühmten Huris des Paradieses der Mohammedaner oder auch wie eine Dame aus dem Berg der Frau Venus, wenn nicht wie Venus selber vorkam — trug, sage ich, dies Ebenbild der Gottheit, das ihm auch sogleich mit einem reizenden Geschichtchen aufwartete, in dem das Fest des Dogen, ein strenger, aber verwitweter Vater, ein gebrochenes Herzchen und eine mitleidige Amme und vor allem, als die Hauptperson, natürlich der Prinz selber vorkam, — trug, sage ich zum dritten Male, diese reizende kleine Plaudertasche, auf das Ruhebett und brauchte dazu nicht halb soviel Zeit und Mühe, wie ich zu diesem Satze; denn das Mädchen war leicht wie ein Täubchen, war achtzehn Jahre und sträubte sich nicht im geringsten, was ja auch nach

all den Anstalten, die sie gemacht hatte, den Prinzen bis hierher zu lotsen, eine dumme Ziererei gewesen wäre. Der Prinz selber, eine so schöne Beute im Arm, stürzte kopfüber in ein Meer von Seligkeit, in dem er nun zunächst einige Stunden und dann einige Wochen auf das Behaglichste herumruderte und schwamm. Vitzthum hatte gute, hatte vortreffliche Tage, der Prinz die beste Laune von der Welt und die Frau von Moncingo ihre Ruhe, was sie nun doch mit ein wenig spöttisch herabgezogenem Munde ertrug. Der Prinz hätte sich vielleicht gar nicht mehr bei ihr sehen lassen, wenn er nur gewußt hätte, wie und wo er den Tag sonst hätte zubringen sollen; denn von jetzt ab verging kein Abend, an dem er nicht zusammen mit dem verschwiegenen Gondoliere, die Fahrt in sein Himmelreich angetreten hätte.

So zog sich dieses Abenteuer einige Monate hin, ohne daß der Prinz doch je erfahren, mit wem er es eigentlich zu tun hatte. Es wurde ihm gedroht, daß man ihn nie wieder ansehen würde, wenn er sich im geringsten einfallen lasse, Nachforschungen anzustellen. Der Gondoliere, den er zu bestechen versuchte, bestand diese Probe ganz ausgezeichnet, und alle Bemühungen, bei Tage den nächtlichen Weg und das Haus mit der Strickleiter wiederzufinden, versagten gründlich. Es gab zu viele Kanäle und zu viel Häuser, an denen man ganz gut

hätte Strickleitern anbringen können. Im Ernst lag dem Prinzen auch nicht allzuviel an einer Aufklärung des Geheimnisses, das die Sache ja gerade reizvoll machte. Er hielt sich an das, was er im Arme hatte und das war, wie man so sagt, nicht von Pappe, und ließ im übrigen seiner Phantasie freien Lauf, sich die Geliebte als die Tochter dieses oder jenes edlen Hauses vorzustellen. Es kam ihm wirklich nicht darauf an, wie sie hieß, und das tat auch gar nichts zur Sache.

Anders lag die Sache mit Frau von Moncingo. Die gute Dame, wir müssen es sagen, war etwas neugierig und nahm doch soviel Interesse an dem Prinzen, daß sie gar zu gerne gewußt hätte, wo er Trost gefunden und woher er soviel Seelenruhe nähme, wie er ihr jetzt zeigte. Sei es nun, daß sie das Venezianische besser verstand als der Prinz, auch genauer die Schleichwege kannte, wie man in Venedig Geheimnisse erfuhr, genug sie wußte, einen vertrauten Diener so geschickt auf die Fährte des Prinzen zu hetzen, daß sie nach kurzer Zeit von seinen nächtlichen Fahrten und bald darauf auch von dem Ziel, wohin sie führten, sehr genau unterrichtet war. Als sie es erfuhr, brach sie in ein lautes und triumphierendes Gelächter aus und konnte es sich nicht verkneifen, den Prinzen noch am gleichen Tage ganz spöttisch zu fragen, warum er denn jeden Abend eine so lange und bei den Abend-

dünsten gefährliche Fahrt durch die Kanäle mache, da er doch das Ziel dieser Fahrt ohne viele Mühe auch zu Fuß und ohne alle Fährlichkeit bei Tage oder Nacht erreichen könne. Der Prinz sah sie ganz erstaunt und verdonnert an.

„Ich merke schon," sagte die Dame, „man hat sich mit Eurer Hoheit einen unziemlichen Scherz erlaubt. Aber jedenfalls seid Ihr ja wohl auf Eure Kosten gekommen."

Der Prinz in tiefster Seele empört über eine so seltsame, und wie ihm schien, ungehörige Sprache, schwieg noch immer, und die Moncingo fuhr fort. Und kurz und gut, sie sagte ihm mit wenigen Worten, daß er das Haus, nach dem er jeden Abend auf so langer nächtlicher Irrfahrt strebe, leichter und bequemer erreichen könne, indem er sozusagen nur um die Ecke ginge. Sie nannte ihm einen Platz und eine Hausnummer.

„Geht nur dort hinein," sagte sie, „und Ihr werdet finden, daß es das Haus einer Witwe ist, die eine ganze Schar hübscher junger Dämchen in jenem Hause hält, die einzig dazu da sind, unseren jungen Nobili — und wie man sagt, leider auch den älteren — angenehme Stunden zu machen. Verzeiht, daß ich von einem so verborgenen Gewerbe spreche, aber als einer verheirateten Frau sei es mir erlaubt, und als Eure Freundin halte ich es ein wenig für meine Pflicht, nicht länger zu dul-

den, daß man Euch so an der Nase herumführt." Sie stand schön und lächelnd vor ihm und ergriff ihn ein wenig am Nasenzipfel. „Ihr seid wie mein Sohn," sagte die gute Frau, „so mütterlich fühle ich für Euch."

Der Prinz, aus allen Himmeln gefallen, war ihr für diese Vertraulichkeit keineswegs dankbar. Er kam sich wirklich vor wie ein gescholtener Bube, bebte innerlich vor Scham und Zorn, stammelte verlegen einige Worte und rannte so bald wie möglich davon, suchte den Platz und fand das bezeichnete Haus, begegnete unter der Türe dem Gondoliere, den er nur zu gut kannte und der da, als eine Art Hausdiener, brav und schlafmützig stand, schlug ihm einen Hieb hinter die Ohren, daß jener sich ganz erstaunt vor ihm auf die Erde setzte, und stürmte schon die Treppen hinan und nach der Richtung, wo er das Zimmer vermutete, das er so lange für die Kemenate einer edlen Jungfrau und für die innerste Kammer des Himmelreichs gehalten hatte. Unter einer Türe traf er die Alte, die er als getreue Amme kennen gelernt. Sie wollte sich ihm entgegenwerfen und ihn aufhalten, aber er schleuderte sie mit einem Fluch auf die Seite, stürmte weiter und hatte wirklich das Glück oder das Pech, dank einem gut ausgebildeten Ortssinn, das richtige Zimmer zu erwischen und plötzlich vor dem Ruhebett zu stehen, das er so wohl kannte

und auf dem seine Schöne ausgestreckt lag, während ein stämmiger, dicker Abate, aufgeschreckt von dem Lärm, den der Prinz im Treppenhaus und unter der Türe gemacht, fluchend vor dem Bette stand und seine Hosen anzuziehen versuchte und in der Eile immer das falsche Bein erwischte.

Die Schöne schrie auf, als sähe sie eine Schlange oder eine Maus, der Abate brüllte und fluchte wie ein Christenmensch, und der Prinz riß in voller Wut seinen Degen heraus und war willens, den Diener Roms wie einen Frosch zu spießen, so daß dieser seine Hosen fahren ließ und nur in der Soutane retirierte, indessen er bei allen Heiligen schwor, er sei ein Priester, und wer ihn anrühre, werde in den Bann getan, was dem Prinzen ziemlich gleichgültig sein konnte, da er ja damals noch Protestant war. Er drang denn auch dem guten Pfaffen, auf den sich höchst ungerechterweise sein ganzer Zorn entlud, weiter nach, so daß dieser den sicheren Tod vor Augen zu haben meinte und also wie eine Ratte, die man in die Enge treibt nach dem Loch zustrebte, das offen war, nach dem Fenster, durch das der Prinz so oft mit ganz anderen Gefühlen gestiegen und an dem auch noch die verfluchte Strickleiter innen fest gemacht war, die der Pfaff nicht so bald entdeckte, als er sie hinausschleuderte, sich über die Brüstung schwang und nun geschwind wie ein Affe hinabkletterte. Das alles zusammen

dauerte eine Sekunde und nicht halb so lang, wie man Zeit braucht, es zu erzählen und man konnte wirklich sagen, daß die Angst auch den Fröschen Flügel verleiht.

Als der Prinz seinen fetten Nebenbuhler so entwischen .und in der Versenkung verschwinden sah, beugte er sich über das Fenster, um dem Entweichenden womöglich noch eins über die Tonsur zu geben. Aber der war schon außer Reichweite und obgleich er, wie ein Hahn, den man am Flügel hat, schrie und zwar nach einer Gondel — denn unter ihm war ja der Kanal — segnete er sich doch schon im stillen, hielt sich für gerettet und gelobte der Madonna eine Kerze, so dick wie ... in diesem Augenblick fühlte er, wie er trotz seines eifrigen Hinabkletterns nicht nach unten, sondern nach oben glitt. Er glaubte an ein Wunder, an eine Strafe des Himmels und begann Blut zu schwitzen, indessen er immer eifriger abwärts ampelte. Aber das half ihm nichts, denn der tolle Prinz, der, wie man weiß, eine Bärenkraft hatte, hatte die Strickleiter oben ergriffen und zog sie ganz gemächlich und als hinge kein Pfäfflein von fast zwei Zentnern daran, Sprosse um Sprosse in die Höhe. Und er hätte sich den Braten auch wirklich wieder ins Zimmer geangelt, wenn dieser nicht in Todesnot und Verzweiflung, und da er auch einige Gondeln unten ankommen sah, plötzlich los-

gelassen hätte, so daß er zwar mit einem wuchtigen Plumps in den Kanal hinunterfuhr, aber zugleich auch der Prinz mit einem heftigen Krach sich rückwärts ins Zimmer setzte, wo die verdutzte Demoiselle, die vor einem solchen Bilde nach der leichtfertigen Art solcher Geschöpfe nicht anders konnte, in ein ganz maßloses Gelächter ausbrach, mit den Armen um sich schlug und auch mit den Füßchen so niedlich strampelte, daß auch dem Prinzen, der sich sogleich wieder erhoben hatte, nichts anderes übrig blieb, als loszulachen, um so mehr als er gleichzeitig den Pfaffen unten wieder wie eine Schweinsblase aus den Fluten auftauchen und wie einen Neptun Wasser speien sah.

Die Kleine, die denken mochte, daß das Gelächter des Prinzen ein gutes Zeichen sei, sprang auf und machte sich an ihn und sagte: „Aber Liebster, welche Kräfte du hast.“ Doch er stieß sie zurück, griff in die Tasche und warf ihr seine gefüllte Börse vor die Füße — was gar nicht nötig gewesen wäre, da Vitzthum die Dame, die er so gut abgerichtet, schon teuer genug bezahlt hatte. Aber davon erfuhr der Prinz nichts. Er stürmte aus dem Hause, kam heim, tobte wie ein Berserker, ohne daß Vitzthum den Grund erfuhr, ließ in Eile seinen Kram zusammenpacken und reiste schon am nächsten Tag, ohne selbst von Frau von Moncingo Abschied zu nehmen, mit Vitzthum nach Bologna

ab, das als nächste Station seiner Reise in Aussicht genommen war. Dort entdeckte er in dem Kloster der heiligen Innocentia, in dem nur adlige Damen sich aufhielten, eine hübsche Nonne, fand bei ihr Trost für alle bisher ausgestandenen Leiden und Abenteuer und kam durch die häufigen Besuche, die er in dem Sprechsaal jenes Klosters machte, schon damals in den Ruf, daß er katholisch werden wolle. Die Pfaffen redeten schon von seiner Bekehrung, wie von einer ganz wunderbaren und gewissen Sache. Und es hätte wenig gefehlt, so wäre die Nonne, die solch Wunder zuwege gebracht, unter die Heiligen versetzt worden und in die Litanei und in den Kalender gekommen. Leider wurde damals aus beidem nichts. Der Prinz reiste ab, als Ketzer wie er gekommen, und die Nonne hatte es sehr nötig, sich auf einige Monate ins Verborgene und in die Bäder von Lucca zurückzuziehen.

Der Kampf um Kurland

Man fürchte nicht, daß ich eine Kriegsgeschichte schreiben will, weder eine aus früherer noch eine aus allzu naher Zeit. Ich weiß, daß man von dergleichen die Nase sozusagen voll hat, und nichts mehr davon hören mag. Und obgleich hierüber manches Nachdenkliche zu sagen, etwa auf den Umstand hinzuweisen wäre, daß uns der Krieg um so näher auf den eigenen Hals rückt, je weiter wir ihn von uns wegschieben, so habe ich mir doch diesmal vorgenommen, davon zu schweigen, und wenn hier dennoch von Kriegstaten die Rede sein wird, so nur so im Vorbeigehen und nicht allzu ernsthaft. Etwas eingehender ist dagegen von dem die Rede, von dem zu allen Zeiten die Menschen nicht genug hören konnten, wenn sie auch manchmal und im gewissen Alter so tun, als hätten sie auch hiervon genug, ich meine von den Feldzügen

und Scharmützeln, den Angriffen, Eroberungen und Niederlagen im Kriege der Liebe und der Geschlechter, und hiervon wird allerdings im folgenden einiges zu hören sein — leider auch von Politik. Aber nicht von diesem neumodischen langweiligen Betrieb, den wir so nennen, sondern . . . Aber man wird ja sehen.

Es war im Jahre 1725 zu Paris, wo damals, damit man Bescheid weiß, Ludwig der Fünfzehnte regierte. Er kommt aber weiter in dieser Geschichte nicht vor. Es war ferner in einem hübschen, molligen Zimmer der Adrienne Lecouvreur, deren Namen man ja aus einigen schlechten französischen Schauspielen kennt, und die damals selbst eine Schauspielerin war und zwar, wenn man den Chronisten glauben darf, eine der begabtesten, jedenfalls aber, wie ihre Erfolge auf der kleineren, aber schwierigeren Bühne der Liebe beweisen, eine der hübschesten und erfolgreichsten Frauen jener Zeit. Sie hätte also gar nicht nötig gehabt, das zu tun, was sie eben tat, nämlich ihren Liebhaber sozusagen mit einer anderen zu teilen. Jedenfalls hätte ein Zuschauer, den es aber natürlich nicht gab, in diesem Augenblick, in dem die Geschichte anfängt, folgendes Bild gesehen. Vor einem Tischchen, auf dem seltsamerweise eine Landkarte von Europa und sonst nichts lag, stand ein gutgewachsener und wirklich schöner, junger Mann, von jener echten

männlichen Schönheit, die Kraft und Mut, Erfolgsicherheit und doch zarteste Liebesfähigkeit verrät, stand und hielt in seinem linken Arm eben die Lecouvreur, in seinem rechten ebenso zärtlich eine etwas dickliche, aber sonst sehr appetitliche junge Dame, mit Augen, die ohne weiteres jeden vernünftigen Mann zum Pferdemausen verführen konnten, wie man zu sagen pflegt.

Und der Glückliche hielt die beiden hübschen Geschöpfe nicht nur so im Arm, sondern wandte den Mund bald rechts bald links, und wie ein Junge, auf einem mit süßen Früchten dicht behangenen Kirschbaum sitzend, die süße Schnabelweide nur so links und rechts von den Zweigen beißt, ebenso pflückte er Küsse von den hingehaltenen Lippen, ergriff dann wohl auch die beiden schönen Frauenköpfe, drückte sie gegeneinander, und auch die Lippen der Frauen berührten sich. Dazu lachte und schwatzte dieses also schlemmende und genäschige Volk und bot mit allem ein Bild, würdig des großen Watteau oder gar des keckeren Boucher.

„Also Liebster," sagte jetzt die Lecouvreur auf die Landkarte deutend, „wir haben gefunden, was wir suchen."

„Herr Herzog von Kurland!" sagte die andere der beiden Damen und machte einen tiefen Knicks. „Ich begrüße Euch als die erste und, wie ich hoffe, geliebteste Untertanin Eures neuen Reiches."

„Halt," sagte die Lecouvreur, „das geht zu weit und greift den Ereignissen vor. Und wenn ich auch künftig und bis an mein Lebensende in Paris und nur in Paris zu bleiben gedenke, so hoffe ich doch, daß auch Moritz es ohne Paris nicht für immer aushält und daß er solchen kleinen polnischen Schlangen, wie du bist, nicht für immer verfällt. Sonst wollte ich meine Hand von dem Unternehmen abziehen. Ich verlange ja nicht seine Treue, das wäre zuviel verlangt, wie ich weiß. Aber die erste in seinem Herzen bleibe ich. Ich stürbe, wenn ich daran zweifeln dürfte." Und als echte Tragödin war sie wirklich im Begriff, mehr Ernst in diese Szene hineinzubringen, als sie vertrug. Aber der also Begehrte und Umworbene verschloß ihr den Mund mit einem Kuß und streichelte zugleich mit dem freien Arm die kleine Polin, so daß beide zufrieden waren ... Aber genug davon. Man kennt von den drei Akteuren dieser Szene erst die eine, die Schauspielerin, und hat ein Recht auch die beiden anderen kennen zu lernen.

Der junge Mann, den wir in so angenehmer Lage fanden, war der Graf Moritz von Sachsen, der, wie man sich zart ausdrückte, natürliche Sohn des damaligen Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts II., von dem jeder sogleich eine richtigere Vorstellung hat, wenn man sagt, Moritz war der Bastard Augusts des Starken.

Seine Mutter war die schöne Aurora von Königsmark, die ihrer zwar kurzen aber glänzenden Gastrolle im Herzen Augusts diesen Sohn verdankte, den sie zunächst heimlich geboren, der aber seit langem schon, in ihrem seltsamen Witwenstand als Äbtissin von Quedlinburg, ihr einziger Trost und ihre tägliche Sorge war. Denn Moritz war wirklich in allem der natürliche Sohn seines Vaters, liebenswürdig, liebenswert, viel geliebt und viel liebend wie jener, von bedeutenden geistigen Gaben, von bärenmäßiger Kraft, ein selten schlechter Rechenkünstler, ein Verschwender und Schuldenmacher, ein Tollkopf und Tausendsassa und doch, wie auch die Neider heimlich gestanden, ein Kerl, ein Soldat und Haudegen, der schon in jungen Jahren in sächsischen und neuerdings in französischen Diensten einige echte und wirkliche Lorbeeren erworben und dem man als Heerführer schon damals eine große Zukunft voraussagte. Aber diese Zukunft, diese Hoffnung auf Zukunft genügte Moritz nicht. Wenn der Teufel so will, dachte er, bleibt Frieden und kommt kein Krieg, für einen Heerführer eine mißliche Sache, so sehr andere Leute es loben mögen. Und wovon sollte er dann seine Ausgaben bestreiten, seine Schulden bezahlen, überhaupt leben, was er so leben nannte? Denn die paar tausend Dukaten, die sein Vater für ihn auswarf und mit denen ein anderer freilich ganz schön hätte auskommen

9*

können, waren für Moritz wie ein paar Regentropfen auf einen verdursteten Acker. Davon wuchs kein Gras auf seinen Wiesen und kam kein Korn in seine Scheuer. Was Wunder also, daß er seit langem und sehr nachdrücklich daran dachte, sich eine größere und gewissere Einnahmequelle zu verschaffen.

Mit einer Heirat hatte er es schon in seinen jüngsten Jahren versucht und eine der reichsten Erbinnen Sachsens zu seiner Frau gemacht. Aber es zeigte sich, daß ein noch so großes Vermögen einer einzelnen Frau für Moritz nicht ausreichte. Das Geld und die Güter der jungen Frau flogen dahin wie von einer Feuersbrunst verzehrt, und sie konnte ganz froh sein, daß sie aus dem Brande noch so viel rettete, um nach einer schleunigen Scheidung, einem zweiten, besser rechnenden Gemahl noch ganz annehmbar zu erscheinen.

Moritz war eben in allem aus fürstlichem Blut, in allem wirklich wert und würdig ein Fürst zu heißen, so gut wie nur einer: nur ein ganzes Land konnte, genügend gezwackt, das aufbringen, was er verbrauchte.

Nun waren damals die Länder leider nicht so wohlfeil zu haben wie die schönen Frauen. Aus denen, die er geliebt und die ihn geliebt, hätte sich Moritz mit Leichtigkeit beinahe die Bevölkerung eines ganzen Landes zusammenstellen können. Eine

hübsche Stadt von ziemlicher Ausdehnung wäre es jedenfalls geworden. Überall hatte er seine Freundinnen, in Paris und Dresden nicht nur, in Warschau, in den Niederlanden, in Pommern, in den sächsischen und französischen Provinzen, überall wohin er je den Fuß gesetzt. Und er verstand es auch, was erst den wahren großen, den begnadeten Liebhaber ausmacht, mit allen gut Freund zu bleiben, obgleich eine jede um die anderen wußte oder wissen konnte. Nicht wenige von den Damen hatten das Vergnügen und den Ruhm, von dem Grafen von Sachsen geliebt zu werden, auch bereits mit namhaften Summen bezahlt.

Es war namentlich für einen Ehemann keine Kleinigkeit, die Ehre zu haben, daß Moritz von Sachsen der Liebhaber seiner Frau war. Das hatte gerade der polnische Graf und Großfeldherr von Pocien reichlich und genügend erfahren. Seine Gattin, eben die hübsche schwarze Polin, die Moritz, als wir ihm begegneten, in seinem rechten Arm hielt, hatte soviel an ihren hübschen Freund gewendet, daß der Herr Großfeldherr die Einkünfte seiner großen Güter und seiner Statdhalterschaft Litauen dahinschwinden sah, wie einen jener starken Flüsse der Wüste, die plötzlich von irgendeinem Sandloch aufgeschluckt, ins Nichts zu versickern scheinen. Er war ja dem Grafen nicht undankbar, daß er ihm seine anstrengende und quecksilbrige

Gemahlin vom Halse hielt. Aber er überlegte doch auch, wie ein väterlicher Verwandter, wie er diesem jungen Manne eine selbständigere und sichere Existenz verschaffen könne und kam dabei auf einen Gedanken, den er sogleich seiner Gemahlin mitteilte, und den sie nicht sobald erfaßt hatte, als sie sich auch schon auf den weiten, aber immer gern gegangenen Weg nach Paris machte, um dem Grafen, der sich als Kommandeur eines französischen Dragonerregiments dort aufhielt, ihren Plan möglichst brühwarm mitzuteilen und ihn dafür zu gewinnen. Sie fand ihn bei seiner damaligen Geliebten „en titre", wie man sagen könnte. — Die besten technischen Ausdrücke in solchen delikaten Sachen stammen · Gott sei Dank aus dem Französischen. — Und nach einigem Hin und Her ergab sich aus der Gesandtschaft der Großfeldherrin das anfangs gezeichnete Bild.

Der Plan aber, zu dem sie ihn sogleich und mit wenig Worten gewann, war der folgende: Der Graf von Pociey hatte heimlich alle Wege geebnet und hielt es für durchaus erreichbar, daß Moritz von Sachsen Herzog von Kurland würde.

Die Sache geht jetzt ins Politische und wird etwas verzwickt.

Kurland war zwar ein Herzogtum, aber unter Lehnshoheit der Polen, die das Ländchen gern verschluckt hätten. Auch hatte Kurland damals noch

einen Herzog, Ferdinand aus dem Hause Kettler. Aber dieser Herr war siebzig Jahre alt, hatte keine Erben und lebte außerdem, mit seinem Adel und seinem ganzen Herzogtum verfeindet, in Danzig. Auf sein Ableben wartete man und hoffte man. Weitere Kettlers, die Erbansprüche hätten erheben können, waren nicht vorhanden, zur großen Freude der Republik Polen, die, wie gesagt, seit langem eine Art Vormundschaft über Kurland ausübte und eben bei dieser guten Gelegenheit das ganze Land einzustecken dachte. Damit aber war der kurländische Adel nicht einverstanden, sondern wollte wieder einen eigenen Herzog wählen, unbeschadet der sonstigen polnischen Rechte. In diesem Wunsch wurde der Adel bestärkt von den Nachbarn Polens, von Preußen, das sich aber ziemlich außer der Sache hielt, und vor allem von Rußland, das am liebsten seinerseits Kurland sich einverleibt hätte, es auf alle Fälle aber Polen nicht gönnte und darum auf die baldige Wahl eines neuen Herzogs, möglichst von Rußlands Gnaden, hinwirkte.

Dabei lief von russischer Seite, neben dem Staatsinteresse, zugleich ein mehr familiäres Interesse des Herrscherhauses mit unter.

Zu Mitau, der Hauptstadt von Kurland, lebte noch die Witwe des vorletzten kurländischen Herzogs, Friedrich Wilhelm, der erst 1711 gestorben war. Diese Witwe, Anna Iwanowna, eine Nichte Peters

des Großen, stand natürlich in engster Beziehung zu dem russischen Hof, und wenn auch ihr Oheim, eben Peter der Große, im Februar jenes Jahres 1725 zu seinen Vätern abgefahren war, so war Anna Jwanowna doch sicher, daß auch seine Nachfolgerin und Witwe, die Zarin Katharina, eine gutmütige alte Dame, gerne behilflich wäre, daß Anna Jwanowna von neuem Herzogin von Kurland würde, wenn nur ein dazu passender Mann gefunden würde, der imstand wäre, den Widerstand Polens zu besiegen, dem kurländischen Adel genehm zu sein und vor allem der Anna Jwanowna zu gefallen. Das letztere war aber so schwer nicht.

Es läßt sich denken, daß sie, die auch noch eine leidlich hübsche Frau von dreiunddreißig Jahren war, infolge dieser Aussichten, Freier wie Sand am Meer hatte, und jedenfalls mehr als einst die durch ihre zahllosen Freier berühmt gewordene Gattin des Odysseus. Die Freier wurden ihr, man möchte sagen, staatenweise angeboten. Jeder, der in Kurland Einfluß suchenden Nachbarn, Preußen, Rußland, Polen, auch Schweden und selbst England bot ihr eine ganze Auswahlkarte von heiratslustigen Prinzen und Fürsten an. Auch der Herzog Ferdinand hatte einige für sie auf Lager, die er gern als Nachfolger gesehen hätte. Und einige Abenteurer wagten es auf eigene Faust, nach ihr und dem daran hängenden Herzogtum zu angeln.

Zwei Prinzen von Brandenburg, einer von Hessen-Kassel, einer von Anhalt, einer von Württemberg, einer von Sachsen-Weißenfels, und zwanzig andere, die ich nicht alle nennen mag, machten bereits reichlich Schulden auf die kurländische Heirat hin.

Das Unangenehme für jeden einzelnen Freier und vor allem für die durchaus heiratslustige Herzogin war nur, daß jedesmal der eine Staat, die Günstlinge des anderen ablehnte. Und so waren schon dreizehn Jahre vergangen, ohne daß das Herzogtum wußte, wer künftig sein Herzog, noch Anna Iwanowna, wer künftig ihr Gatte werden sollte. Die Sache wurde immer schwieriger, der Freier immer mehr, die Hoffnung Polens, daß zuletzt niemand Herzog und Polen Erbe werden würde, immer größer und, was das Schlimmste war, die Herzoginwitwe leider immer älter. Daher war es von dem Großfeldherrn von Pociey nicht nur eine Tat persönlichen Interesses, sondern geradezu eine Tat der Menschenfreundlichkeit, daß er sich bemühte, in dem Grafen Moritz den zu finden, der in all diese Verwirrung und Nöte Klarheit und Hilfe bringen sollte.

Moritz war der Sohn des polnischen Königs. Und wenn auch der König in diesem seltsamen Staatswesen, dieser Republik mit einer Königskrone als Dekoration, nicht viel zu sagen hatte, so durfte man doch hoffen, daß er noch am ersten für einen

eigenen Sohn die Raubgelüste seiner adligen Herrn würde zu besiegen wissen. Daß der kurländische Adel einen Prinzen, dem der Ruf heldenhafter Tüchtigkeit vorausging, nicht ablehnen würde, dessen hatte sich Pociey versichert. Und daß er das Herz der Anna Jwanowna erstürmen und damit das Einverständnis Rußlands gewinnen könne, das hielt der Graf für eine Kleinigkeit. Und das war es auch, wie sich nachher zeigte.

Genug, die ganze Sache war durchaus nicht phantastisch, war vielmehr sehr naheliegend und möglich, und leuchtete auch Moritz sogleich ein, daher er auch die Hand kühnlich auf die vor ihm liegende Landkarte legte und, nachdem er sich überzeugt hatte, wo das Land lag, über Kurland breitete und sagte: „So nehme ich dich denn aus den schönen Händen, die dich mir darbieten." Und er küßte die Hände der Großfeldherrin.

„Aber du wirst Geld brauchen, viel Geld brauchen," sagte die Lecouvreur. „Ich werde meinen Schmuck verkaufen. Ich werde dir geben, was ich von diesem Schwindler, meinem Bankier, noch zu bekommen habe."

„Und es werden Tropfen sein, da wir einen Platzregen nötig haben," sagte die Großfeldherrin. „Aber wir werden alle deine Geliebten zusammentrommeln, alle deine Freundinnen, wo sie auch sind. Alle werden stolz sein, daß der, der sie geliebt, eine

Krone tragen soll. Wir stehen hinter dir — eine Armee von Unterröcken," sagte die Polin, die die starken Ausdrücke liebte, „und ich möchte sehen, wer dir und uns widerstehen könnte. Mit allen Waffen wollen wir kämpfen, mit den offenen und mit den versteckten. Der Kampf um Kurland ist ein Krieg der Liebe. Venus muß siegen in diesem Streit, den sie für Mars führt."

„So ist es," sagte die Lecouvreur, und nahm von der Wand, wo die Zeugen ihres Ruhmes, Lorbeerkränze, groß wie Wagenräder hingen, einige Zweige, band sie mit einer Schleife geschickt zusammen und setzte den Siegeskranz dem Grafen aufs Haupt. So sicher waren die beiden verliebten Frauen, daß ihrem Bezwinger auch niemand anders widerstehen könne und wären es Polen, Rußland und alle Großmächte des Ostens miteinander.

Wenige Wochen darauf, nachdem er seine französischen Angelegenheiten geordnet, einige Freunde nach Flandern gesandt hatte, Truppen für sein künftiges Unternehmen zu werben, reiste Graf Moritz in Begleitung der Gräfin Pociey nach Dresden. Die Gräfin fuhr sogleich nach Polen weiter, um dort ihrem Gemahl persönlich von dem Erfolg ihrer Reise zu berichten und heimlich und öffentlich alles in Bewegung zu setzen, was dem Unternehmen ihres Freundes nützlich sein konnte. Dieser selbst, vierzigtausend Livres der Lecouvreur in der Tasche —

das gute Kind hatte seine wertvollsten Preziosen verkauft — bearbeitete währenddessen den sächsischen Hof, an dem es ja von polnischem Adel und seinen Damen wimmelte, und gewann in aller Eile noch die Fürstin Czartoriska, die Gräfin Paolo, die Charminska und einige andere Damen mit den triftigsten Gründen, daß sie schworen, er und kein anderer müsse Herzog von Kurland werden. Am meisten rührte sich für ihn seine Halbschwester, die Gräfin Bielinska, die man besser unter dem Namen Orselska kennt. Sie verschwor sich, es allein auf sich zu nehmen, mindestens die Hälfte des polnischen Adels für die Sache ihres schönen Halbbruders zu gewinnen. Sie reiste sogleich nach Warschau zurück und machte sich ans Werk.

Der Kurfürst selber hörte mit dem größten Vergnügen von dem Unternehmen seines Sohnes und unterstützte ihn in aller Stille, da er doch öffentlich nicht, gegen den erklärten Willen seiner polnischen Großen, den Kurländern zu einem Herzog verhelfen durfte. Immerhin konnte Moritz aus dem Benehmen seines Vaters soviel abnehmen, daß er ihn nicht im Stiche lassen und unter der Hand manches für ihn tun würde. Er tat das auch sogleich, indem er durch seinen allmächtigen Ratgeber, den Generalfeldmarschall von Flemming, dem sächsischen Gesandten in Petersburg, einem Herrn von Le Fort, Weisung geben ließ, dort das Mög-

lichste für den Grafen Moritz zu tun und, gleichfalls unter der Hand aber mit allen Kräften, die Kaiserin, den Hof und wen es sonst anginge, so günstig wie möglich für eine solche Regelung der kurländischen Sachen zu stimmen.

Der Herr von Le Fort muß nach den Begriffen der damaligen Zeit ein ganz ausgezeichneter Diplomat gewesen sein, der wußte, an welcher Stelle man eine Uhr am besten aufzieht. Er nahm sich der Sache des Grafen Moritz mit einem Ernst an, als ob er selber hätte Herzog von Kurland werden wollen und verstand es in ganz kurzer Zeit, wie wir sehen werden, nicht nur ein sondern zwei, drei Eisen für Moritz im Feuer zu haben.

Zunächst hatte er das Glück, daß damals Anna Iwanowna, die verwitwete Herzogin von Kurland, selbst in Petersburg war. Le Fort wußte eine der Damen, die der Herzogin nahe standen, zu gewinnen, dieser einiges Liebenswürdige von dem Grafen Moritz zu erzählen, von seiner schönen Gestalt, seiner märchenhaften Kraft, seinem Glück bei allen Frauen, was auf diesem Gebiet Großes von ihm erhoffen ließ, kurz die Dame machte ihre Sache so gut, daß die Herzogin sich schon vom bloßen Hörensagen in den Grafen Moritz verliebte, mit beiden Augen über seine nicht ganz standesmäßige Abkunft hinwegsah und dem sächsischen Gesandten erklären ließ, der Prinz möge nur so bald wie mög-

lich persönlich erscheinen, sie wolle keinen anderen als ihn zum Manne. Ihre eigenen Worte waren: „Sie würde lieber ins Kloster gehen, als einen anderen als den Sohn des Königs von Polen zu heiraten.“. Soweit konnten damals die Frauen nur vom Hörensagen gebracht werden, und man kann sich daraus eine Vorstellung machen, welche ruhmvollen Gerüchte Moritz vorausliefen.

Die Herzogin reiste ganz glücklich nach Mitau ab und begann dort mit allem Eifer für Moritz zu werben. Es wurde ihr nicht schwer, denn die Umstände kamen ihr zu Hilfe. Die Kurländer waren von Pociey und seinem Anhang schon genügend vorbereitet und hofften außerdem durch die Wahl eines Sohnes des Königs von Polen noch am ersten den polnischen Widerstand gegen die Herzogswahl überhaupt zu überwinden. Deshalb fanden sich noch im Dezember desselben Jahres 1725 zu Warschau, wohin Moritz mit dem Hofe seines Vaters gekommen war, einige Häupter des kurländischen Adels ein, der Oberhauptmann von Brackel, der Kriegskommissarius von Karp und der Kanzler von Korf und von Keyserling, lauter gewichtige Leute, verhandelten unter der Hand mit Moritz, verständigten sich mit ihm und boten ihm das Herzogtum an, wenn er nur möglichst bald zu ihnen kommen wolle. Moritz war leider gerade durch eine kleine Liebschaft, die aber vielleicht

auch mit seinen Plänen zusammenhing, in Warschau gefesselt, versprach aber für das nächste Frühjahr alles, was man wollte.

Ein wenig abkühlend auf ihn hatte gewirkt, daß der Herr von Le Fort die etwas übereilte Freundlichkeit besessen, dem Grafen ein ziemlich gut gemaltes Bild der Anna Iwanowna zu senden, damit er doch seine zukünftige Gemahlin auch einmal von Angesicht sehe. Nun war die Anna Iwanowna durchaus der Art, daß sie manchem Manne noch sehr gefiel. Sie hätte Beweise genug dafür bringen können. Aber sie war nicht nur etwas dicklich, wie die Pociey, die durch sonstigen Liebreiz alles andere vergessen ließ, sondern Anna Iwanowna war dick, wirklich, sie war dick und überhaupt etwas kolossalisch, auch einige Jahre älter als Moritz, wiewohl noch im besten Alter. Jedenfalls war sie in keiner Weise von der Rasse, wie sie Moritz zu schätzen wußte.

Er beschloß zwar, seinem Geschmack in diesem einen Fall, in dem ein Herzogtum auf dem Spiel stand, Zügel anzulegen und auch seinerseits mit beiden Augen über das Äußere der zukünftigen Gattin hinwegzusehen und sich an den süßen Kern zu halten, worunter er die Einkünfte des Herzogtums Kurland verstand. Aber dennoch konnte er nicht umhin, dem guten Le Fort in einem geheimen Briefchen seinen Schrecken auszudrücken. Le Fort

hatte diesen Brief kaum erhalten, als er schon mit anerkennenswerter Fixigkeit überlegte, wie er dem Grafen Moritz diesen sauren Apfel, eben die Anna Iwanowna, ersparen könne, ohne daß er darum das Herzogtum aufzugeben brauche, und er fand mit ebensolcher Fixigkeit auch wirklich einen ganz gangbaren Ausweg.

Die Zarin Katharina hatte von Peter dem Großen zwei Töchter. — Von dem Sohn Alexius, den sein eigener Vater wenige Jahre vorher zur Besserung in das Jenseits schickte, spricht man besser nicht. — Die älteste der Töchter, Anna Petrowna, war bereits unter der Haube. Die jüngere aber, Elisabeth, war damals schon sechzehn Jahre alt und hatte also große Lust gleichfalls endlich einen Mann zu bekommen.

Le Fort sagte sich nun mit Recht, daß erstens die hübsche frische sechzehnjährige Frucht ein besserer Bissen für Moritz sei als Anna Iwanowna, und daß zweitens die Zarinmutter sicher einen Schwiegersohn noch lieber zum Herzog von Kurland machen würde, als irgendeinen anderen, und daß endlich und drittens es nicht so schwer sein könne, einen Mann wie Moritz in das Herz der kleinen Elisabeth zu schmuggeln und damit in den Sattel zu heben. Er fing es auch wirklich so geschickt an, daß er mit Hilfe gefälliger Hofdamen und eines reizenden, in Paris gemalten kleinen Bildes von

Moritz, das er der Prinzessin zustecken ließ, in deren Herzen eine wahre Feuersbrunst anfachte. Sie schwärmte für Moritz in einer Art, die sonst die jungen Damen nur für Schauspieler, Tenöre, Ringkämpfer oder dergleichen eindrucksvolle Persönlichkeiten aufbringen, kaufte sich lauter Bücher, in denen von Liebe die Rede war, schrieb selber nach bewährten Mustern rührende, kleine Verschen und erwartete das Erscheinen ihres Prinzen in Petersburg, wie Le Fort schrieb „mit Begierde" — wie nur eine Märchenprinzessin auf ihren Prinzen warten kann.

Als Le Fort diese Sache so weit zum Reifen oder vielmehr zum Blühen gebracht hatte, schrieb er eiligst einen Brief an Moritz, den er noch in Warschau vermutete, und riet ihm mit eilender Post nach Petersburg zu kommen, solange noch die schöne Flamme brenne; denn Le Fort kannte die Dame und wußte, daß sie nicht gemacht war, allzulange zu schmachten und sich in unerfüllter Sehnsucht zu verzehren.

Zum Unglück aber hatte Moritz inzwischen, im Mai 1726, Warschau verlassen und war, dem Drängen der Kurländer folgend, nach Mitau gereist. Als seine Absicht bei Hofe bekannt wurde, und als einige hohe polnische Adlige von dem ganzen Plan erfuhren und fürchten mußten, daß die schönen kurländischen Felle dem Staate Polen da-

vonschwämmen, schlugen sie einen ziemlichen Lärm, so sehr auch die Orselska und die anderen Damen dagegenarbeiteten. Und der Herr Großkanzler, Graf Szembeck, ein mürrischer alter Geselle, auf den die Reize und Überredungskünste der schönsten Damen keinen Eindruck machten, rückte dem König so nahe auf den Leib, drohte ihm so deutlich mit der Ungnade seiner polnischen Herren, daß August sich genötigt sah, wenigstens öffentlich und pro forma seinem Sohne die Reise nach Kurland und jede Absicht auf dies Herzogtum zu verbieten.

Moritz, der wußte, in welcher Lage sein Vater war, und wie wenig er in Polen zu sagen hatte, kehrte sich an dies Verbot nicht, sondern machte sich, von einigen guten, unternehmungslustigen Kumpanen begleitet, auf schnellen Rossen davon und entwischte auch glücklich in der Nacht aus Warschau und kam unbemerkt über die polnische Grenze, zunächst nach Kowno, wo ihn Graf Pociey erwartete und ihn einer großen Versammlung kurländischer Edelleute vorstellte, die an dem jungen ritterlichen und heldenhaften Grafen allen Gefallen fanden. Man gab ihm ein großes Fest, bei dem der Wein die letzten Bedenken hinwegschwemmte, also, daß sie zuletzt schworen, auf Tod und Verderben miteinander verbunden zu bleiben und niemanden als den Prinzen Moritz — denn Moritz hielt es für gut sich von jetzt ab als ein Prinz von

Sachsen aufzuspielen — niemanden als den Prinzen Moritz zum Herzog von Kurland zu machen.

Wohin Moritz kam wurde er mit ähnlicher Begeisterung begrüßt, und als er nach Mitau ritt, um Anna Iwanowna zu besehen, konnte er schon sicher sein, die ganze kurländische Ritterschaft auf seiner Seite zu haben, auch ohne daß er darum die gute Dame zu heiraten brauchte. Denn seine Liebe zu ihr wurde leider auch durch die persönliche Bekanntschaft nicht größer, während sie ihrerseits und ganz natürlich für Moritz Feuer und Flamme war und sogleich der Zarin einen eilenden Brief schrieb, daß dieser oder keiner Herzog von Kurland werden müsse. Moritz hütete sich, Anna Iwanowna in ihrem löblichen Eifer zu stören und gedachte ihr, wenn er nur erst das Herzogtum hätte, schon zu entwischen. Er zog also in ihr Schloß Annenhof und alles schien und war auch auf dem besten Wege. Die Damen in Moritz Diensten arbeiteten fieberhaft. Die gute Lecouvreur sandte an Geld, was sie auftreiben konnte. Die Gräfin Königsmark verkaufte für ihren Sohn, was sie noch an Schmuck besaß, darunter drei große Perlen von außerordentlichem Wert. Die Gräfin Pociey versetzte ihr ganzes Silbergeschirr und ließ ihren Gemahl von Zinn essen. Und die Orselska verkaufte sogar einen Teil ihrer Garderobe. Es läßt sich denken, daß so opfermütige Frauen auch

10*

sonst alles taten, was sie für ihren Liebling und Geliebten tun konnten. Der Orselska und der Pociey gelang es, selbst in Polen eine starke Partei für Moritz zusammenzubringen. Aus Petersburg schrieb Le Fort, daß die Zarin eine Wahl des Prinzen Moritz sehr freundlich ansehen würde, und daß die Prinzessin Elisabeth für ihn arbeite und alle Wege ebene. Und in Mitau trat Ende Juni der kurländische Landtag zusammen, ging über einen formellen Protest Polens, den man zu den Akten versammelte, und einen des noch regierenden Herzogs Ferdinand, den man gar nicht erst öffnete, hinweg und wählte den Prinzen Moritz einstimmig zum künftigen Herzog von Kurland.

In diesem Augenblick aber meldete sich ein Mitbewerber um die Herzogswürde, der in kurzer Zeit den ganzen schönen bisherigen Erfolg des Grafen in Frage stellte.

Nach Peters des Großen Tode, und vielleicht schon vorher, hatte, wie man weiß, die Zarin Katharina in dem Fürsten Menschikoff einen Freund und Tröster für ihren Witwenstand gefunden. Menschikoff, der in seiner Jugend erst die Gänse und dann die Pferde gehütet, und der dann auf einer nur in Rußland möglichen Laufbahn es zum Fürsten und unter der jetzigen Herrscherin zum eigentlichen Regenten des Landes gebracht, hatte es sich, weiß der Teufel warum, plötzlich in den Kopf gesetzt,

Herzog von Kurland zu werden. — Das heißt, ein kleiner Anhalt läßt sich finden, was ihn auf diesen Wunsch brachte. Le Fort, der wie man weiß in Petersburg für Moritz arbeitete, hatte in einem Brief den Rat gegeben, dem Fürsten Menschikoff, um ihn für alle Fälle freundlich zu stimmen, einen „Knochen zum Benagen" hinzuwerfen. In unglückseliger Sparsamkeit, oder auch aus mangelndem Vermögen, hatte man daraufhin dem Fürsten zehntausend Rubel zugesandt, die er zwar einsteckte, aber eher für eine Beleidigung als eine Belohnung hielt. Er beschloß, nun erst recht seine Finger in diese Angelegenheit zu stecken, legte den zehntausend Rubeln noch vierzigtausend hinzu und sandte seinen Adjutanten, einen Herrn von Lieven, mit diesem Mammon nach Kurland, daß er den kurländischen Adel besteche und für den Fürsten gewinne.

Nun bestand aber der kurländische Adel aus Deutschen und Männern, die damals noch nicht so ganz an russische Methoden gewöhnt waren. Der Herr von Lieven behielt also sein Geld und die Kurländer ließen sich, wie schon gesagt, nicht abhalten, am siebten Juli in feierlicher Wahl den Prinzen Moritz zum Herzog zu wählen.

Menschikoffs Abgesandter tobte und nahm den Mund sehr voll und drohte, sein Herr werde eine solche Beleidigung nicht ruhig einstecken. Und wirklich ging Menschikoff nun erst mit ganzer Kraft

auf sein Ziel los und gab den Streit keineswegs verloren. Daß er die Zarin ohne große Mühe mit gewichtigen Gründen für sich gewann, leuchtet ein, obgleich Katharina unter der Hand auch ihrer Tochter Elisabeth, die für Moritz kämpfte, noch alle Hoffnung machte. Mit einem Wort, die Gute hielt es mit beiden, um es weder mit Menschikoff noch mit der Tochter zu verderben und dachte, Gott und die Zeit würden die verwickelte Sache schon entscheiden und dem den Sieg geben, der ihn verdiene. Menschikoff aber wußte ihr immerhin ein Schreiben abzupressen, daß sie die Wahl des Prinzen Moritz nicht anerkenne und eine andere Wahl verlange. Mit diesem Schreiben sandte er den Fürsten Dolgoruki nach Kurland und ließ den dortigen Herrn erklären, daß aus dieser neuen Wahl natürlich niemand anders hervorgehen dürfe als eben Menschikoff. Aber auch Dolgoruki hatte bei den Kurländern keinen Erfolg, die auch mit Recht denken mochten, daß man einen Bock nicht zum Gärtner und einen Menschikoff nicht zum Herrn in ihrem schönen Lande machen solle.

Jetzt aber setzte sich dieser selbst in Bewegung, drohte, mit russischen Truppen in das Land einzufallen und kam zunächst einmal in die Nähe, nach Riga. Den Kurländern wurde schwül, und Anna Iwanowna selber machte sich auf, den gefährlichen Bewerber, der für sie selber doch nicht mehr in

Frage kam, zu besänftigen. Sie reiste also nach Riga, aber der Fürst stellte sich verwundert, was denn sie die Sache anginge? Er habe zu Petersburg ganz andere Vögel singen hören, und kurz, er deckte ihr das schöne Doppelspiel Le Forts auf, und daß Moritz es gar nicht mehr auf sie, sondern auf die junge hübsche Elisabeth abgesehen habe.

Man kann sich denken, daß Anna Iwanowna davon wenig erbaut war und zunächst einmal wieder nach Mitau zurückfuhr und von Moritz Rechenschaft forderte. Er zog sich aus der Schlinge, so gut es ging, stellte sich, als wisse er von nichts, obgleich er inzwischen Le Fort mit allen Mitteln weiter auf diese angenehmere Fährte gehetzt hatte. Es glückte ihm wirklich, die Herzogin zu besänftigen, was ihn mehr Liebenswürdigkeit kostete, als er eigentlich an sie zu wenden dachte. Aber damit war Menschikoff nicht beseitigt. Vielmehr erschien er nun in eigener Person in Mitau von einigen hundert Dragonern begleitet und hatte nicht wenig Lust, den Grafen Moritz beim Kragen zu nehmen und nach Sibirien zu senden. Er benahm sich, als sei er schon in Kurland zu Hause und reizte dadurch die kurländischen Herren so, daß sich in aller Eile eine starke Wache um Moritz scharte und den Russen so energisch die Zähne zeigte, daß Menschikoff nun seinerseits Angst bekam und eiligst und

noch in der Nacht mit den Seinen davonritt. Doch ließ er die wüstesten Drohungen zurück, er werde mit einem Heer wiederkommen und den ganzen kurländischen Adel in die sibirischen Bergwerke schicken, wenn er nicht doch noch und zwar bald, ihn zum Herzog wähle. Menschikoff kam nach Riga zurück, wütend wie ein Stier, schlug einige Ratsherren, die ihn nicht freundlich genug begrüßt hatten, hinter die Ohren, gab dem Bürgermeister einen Tritt in den naheliegendsten Teil seines Rückens, kurz, benahm sich, wie sich damals ein Fürst in schlechter Laune zu benehmen pflegte. An seinen Abgesandten, den Fürsten Dolgoruki, den er in Mitau zurückgelassen hatte, schrieb er, er werde ihn ohne Gnade hängen lassen, wenn er nicht in acht Tagen die kurländischen Canaillen zur Vernunft gebracht habe.

Dolgoruki, um sich den Rücken zu decken, wandte sich durch eilige Kuriere an die Zarin, was denn ihre Befehle seien? Und erhielt denn auch pünktlich zwei Befehle, von denen der eine deutlich befahl, dem Fürsten Menschikoff in allem zu Willen zu sein und seine Sache zu vertreten, während der andere freundlich riet, die Dinge ja nicht auf die Spitze zu treiben, die kurländischen Rechte zu achten und dem Grafen Moritz nicht zuwider zu sein. Dolgoruki war also so klug wie vorher und tat einstweilen das Beste, was man in solcher Lage

tun kann, nämlich gar nichts, außer, daß er es sich zu Mitau ganz wohl sein ließ.

Dennoch kannten die Kurländer den Fürsten Menschikoff so gut, daß sie befürchteten, er werde seine Drohungen wahr machen und mit einer russischen Horde in ihr blühendes Land einfallen. Sie erinnerten sich deshalb, daß ja Polen ihr Schutzherr sei und sandten nach Warschau einen genauen Bericht von des Fürsten Benehmen und seinen Drohungen und baten um Beistand. Zwar hatte der König von Polen zur gleichen Zeit, von seinen polnischen Adligen gedrängt, ein Schreiben gesandt, das die kurländische Wahl entschieden mißbilligte und ihnen jedes Recht absprach, überhaupt einen neuen Herzog zu wählen, aber dennoch sandte August jetzt mit viel größerem Vergnügen ein Schreiben nach Petersburg an die Zarin, beklagte sich, daß ein russischer Fürst sich derart in einem Polen unterstellten Lande benehme und riet ihr in aller Höflichkeit, ihm ein wenig auf die Finger zu klopfen. Die Krone Polen sei nicht gesonnen, die Kurländer im Stich zu lassen.

Nun war Polen damals noch ein anderes Land als später und heute, und man mußte auf seinen Willen schon ein wenig Rücksicht nehmen. Die Zarin gab also Menschikoff aus Gründen, die wir begreifen, gar nicht ungern zu verstehen, er möge sich mäßigen, die kurländische Sache fahren lassen

und lieber bei ihr in Petersburg bleiben. Auch Menschikoff selber, nachdem sein Zorn einmal ausgetobt war, sah ein, daß es eigentlich vorteilhafter für ihn sei, geheimer Herrscher aller Reußen, als anerkannter Herzog dieser widerspenstigen Kurländer zu sein. Und so hatte Moritz von dieser Seite wieder Luft bekommen.

Zur gleichen Zeit begab sich Anna Iwanowna, die es eilig hatte, endlich ins reine und damit zu einem Ehemann zu kommen, nach Petersburg, um zu sehen, was an dem Gerede Menschikoffs über Elisabeth Wahrheit sei, und um zugleich persönlich für Moritz zu wirken, wenn es noch in ihrem Interesse liege. In erster Hinsicht hatte sie oder vielmehr Moritz auch ziemlich Glück, da Anna Iwanowna feststellen konnte, daß Elisabeth, für deren Geduld wohl der kurländische Handel sich allzu lange hinzog, so in eine Liebschaft mit einem jungen Hofkavalier verstrickt war, daß sie an Moritz gar nicht mehr dachte. Anna Iwanowna verwendete sich deshalb für Moritz mit allem Eifer und gewann auch eine Reihe der einflußreichsten Männer für ihn, den Fürsten Goloffin und die Grafen Tolstoi und Jaguhinski.

Von der Kaiserin, die dem polnischen Gesandten freundlich erklären ließ, daß sie selbstverständlich von dem Benehmen Menschikoffs keine Kenntnis gehabt habe und es nicht billige, erreichte Anna Iwanowna

auch so viel, daß Rußland Polen zugleich wissen ließ, daß man auf russischer Seite niemals dulden werde, daß Polen Kurland verschlucke, daß man vielmehr auf der Wahl eines neuen Herzogs bestände. Und daß, wenn dies einmal gesichert sei, auch Polen immer noch am liebsten Moritz auf dem Thron sehen werde, dessen war die Herzogin gewiß.

Sie kam also mit den besten Aussichten nach Mitau zurück und fiel Moritz vor allem Volk um den Hals, gebärdete sich überhaupt ganz so, als habe sie ihn schon in sicheren Händen, was Moritz nicht ganz leichten Herzens ertrug. Doch gefiel es ihm sonst ganz gut in seinem künftigen Herzogtum und mit Jagden, Banketten, Ritten über Land und allerlei kleinen Abenteuern vertrieb er sich angenehm die Zeit. Auch hatte er die Hoffnung auf Elisabeth immer noch nicht ganz aufgegeben und war willens, demnächst einmal — er war zeitlebens nicht für plötzliche Entschlüsse — nach Petersburg zu gehen und sie näher anzuschauen. Da mußte ihm leider Le Fort mitteilen, was wir schon wissen, daß Elisabeth, jedenfalls zurzeit, sozusagen besetzt und nicht zu haben sei. Aber der schnellfertige Le Fort hatte auch zugleich einen neuen Ausweg bereit, und schlug Moritz einen gar nicht schlechten Schachzug vor: er solle die hübsche Tochter Menschikoffs heiraten, die, wie er genau wisse, bereits eine Schwäche

für ihn, den Prinzen Moritz habe. — Man sieht, dieser brach die Herzen, wohin nur ein Gerücht von ihm drang. Le Fort erzählte, wie das Fräulein seine Gouvernante, die er zu gewinnen gewußt, fast täglich mit Gesprächen über den Prinzen plage und von ihr immer mehr von ihm und die geheimsten Dinge zu erfahren wünsche. Eine solche Heirat, meinte Le Fort, würde zugleich den Fürsten Menschikoff für immer als Bewerber ausschalten. Und daß seine Hilfe genügen würde, um Moritz wirklich und unangefeindet zum Herzog von Kurland zu machen, daran sei kein Zweifel.

So standen also die Dinge wieder aufs beste, und Moritz, die Urkunde seiner Wahl in der Tasche, ließ sich Zeit zu überlegen, auf welchem Weg er diese in eine Tatsache verwandeln solle, über Anna Iwanowna, die Prinzessin Menschikoff, die Prinzessin Elisabeth, die ja schließlich nicht ewig in ihren Hofjunker verliebt bleiben konnte, oder vielleicht sogar ohne alle Anhängsel, nur kraft seiner eigenen Persönlichkeit und Tüchtigkeit.

Indessen, er hatte allzuviel Tauben auf dem Dache und keinen Spatzen in der Hand. Und als er nun glücklich die Schwierigkeiten überwunden, die ihm von russischer, von Menschikoffs Seite gedroht, da fielen ihn von der anderen die Polen an, die die Gefahr, daß Moritz nun wirklich Herzog von Kurland zu werden schien, mobil machte. Der

König sah sich — sehr gegen seinen Willen — von der Partei, die Kurland einzustecken dachte, und die alle Kunst der Orselska und der anderen Freundinnen und Freunde von Moritz nicht hatte von ihrem Interesse abziehen können, gezwungen, klar gegen seinen Sohn vorzugehen. Und wenn er auch unter der Hand ruhig weiter in Petersburg für ihn wirken ließ, so konnte er doch in Warschau, und auf dem polnischen Reichstag, der damals in Grodno tagte, nichts für ihn tun, mußte vielmehr dulden, daß die rabiaten polnischen Abgeordneten die kurländischen Herren, die Moritz gewählt, und diesen selbst, des Hochverrats anklagten und verlangten, daß ihnen die Urkunde der ungesetzlichen Wahl ausgehändigt würde. Moritz solle so schnell wie möglich Kurland verlassen und sich hinscheren, wo er hergekommen.

Das waren üble Nachrichten für Moritz. Doch hielt er sich nun mehr an die russische Seite und fand auch dort soviel Halt, daß er keineswegs geneigt war, den Polen zu folgen, um so weniger, da er ja den geheimen Willen des polnischen Königs besser kannte. Gleichzeitig versuchte er Hilfe zu finden, wo er nur welche vermutete, ließ sich auf Unterhandlungen mit Frankreich und England ein und wandte sich auch mit eigenhändigem Schreiben an die Zarin, teilte ihr die Grodnoer Drohungen mit und erreichte, daß sie einen Gesandten zu den

Kurländern schickte mit der Mahnung, sie sollten sich von den Polen nicht ins Bockshorn jagen lassen. Rußland werde sie bei ihrer Verfassung schützen, die ihnen ohne Zweifel erlaube, sich einen Herzog zu wählen und selbständig zu bleiben. Würden die Polen in Kurland eindringen, so würden auch die Russen kommen — was zwar kein sonderlicher Trost war, aber doch die Polen wieder veranlaßte, sanftere Saiten aufzuziehen. Der König von Polen arbeitete auch in der Stille gegen seine eigenen Adligen. Alle Hilfstruppen, die Moritz hatte, traten noch einmal ins Gewehr. Und da man endlich Ruhe in dieser Sache haben wollte, und Polen ernstere Verwicklungen mit Rußland fürchtete, so waren Rußland und Polen im Begriff, sich eben beiderseitig mit der einmal vollzogenen Wahl zufrieden zu geben. Der „Krieg der Unterröcke", durch so viele Schwierigkeiten glücklich hindurchgesteuert, schien zum Siege zu führen. — Da machte Moritz selbst auf die dummste Weise einen Strich durch die Rechnung, indem er die Macht, die bisher einzig und allein und immer wieder für ihn gestritten, die Macht der Frauen, beleidigte, und nun, sich selbst überlassen, verloren war.

Man weiß, daß der Zarin an und für sich an Moritz' Person wenig gelegen war, daß einzig Anna Iwanowna bisher auf dieser Seite alle Lanzen für ihn gebrochen hatte. Sie allein hatte im Grunde

auch die letzte günstige Wendung für Moritz herbeigeführt. Sie glaubte nun auch — durchaus verständlich — einiges Recht auf ihn zu haben und hatte Moritz, wie man weiß, zu sich ins Schloß genommen, wo er mit allen Rechten, Pflichten und Ehren eines Ehemannes und künftigen Herzogs gehalten wurde. Das heißt, er wohnte nicht im Hauptgebäude des Schlosses, sondern in einem kleinen Nebengebäude, einem Kavalierhof.

Moritz hätte sich eigentlich gerne geweigert, so in unmittelbare Nähe der Herzogin zu ziehen, aber da er sie bei gutem Humor halten mußte, da er schließlich als Herzog nirgend schicklicher wohnen konnte und vor allem, da es standesgemäß und doch billig war, denn seine Finanzen waren langsam in einen ganz hoffnungslosen Zustand geraten, so hatte er sich gefügt. Und die Liebe, wenn auch nicht der Anna Iwanowna, so doch einer ihrer hübschen Hofdamen, versüßte ihm den Aufenthalt.

Nun war Anna Iwanowna gewiß keine von den Ehefrauen, die von ihrem Geliebten ewige Treue erwarten und so die Ehe zu einer Art Vogelbauer machen, aber sie hatte doch so hohe Begriffe von ihrer eigenen Würde und auch von ihrer Schönheit, daß sie es keinesfalls ohne großen Zorn ertragen hätte, wenn sie darum gewußt, wie Moritz sie sozusagen in ihrem eigenen Hause und unter ihren Augen betrog. Diesem gelang es, eine ganze

Weile sein Abenteuer mit der Hofdame heimlich und verborgen zu halten, aber eines Tages oder vielmehr eines Nachts wurde es dennoch auf die lächerlichste und unzarteste Weise offenbar.

Es war Ende Februar, und Moritz, dem es allein in seinem Kavalierhaus zu kalt sein mochte, hatte für den Abend die Hofdame zu sich geladen. Sie hatte heimlich das Schloß und ihre Kammer verlassen, war über den Hof zu ihm geschlichen und war die Nacht über nicht schläfrig gewesen. Gegen Morgen, ehe jemand im Schloß erwachte und noch in der Dunkelheit, dachte sie wieder hinüberzuschlüpfen. Aber als Moritz sie unter die Türe führte, sahen beide, daß ein frischer Schnee gefallen war und den Schloßhof wie mit einem feinen weißen Teppich belegt hatte. Die Hofdame, schlau genug, wie alle diese kleinen verliebten Tierchen, erkannte, daß sie ihren Fuß auf diesen Schnee nicht setzen dürfe, da unberufene Augen am anderen Morgen allzuleicht von der zierlichen Spur auf das zierliche Wild raten würden, das hier gewechselt, und daß solche, die es nichts anging, leicht den Schluß machen könnten, daß ein so zierliches Füßchen nicht gerade zum Beten den Weg in Moritz' Höhle gefunden habe. Vielleicht hatte sie es sich auch am Abend sehr leicht gemacht und war nur in so kleinen leichten Bettschühchen hinausgehuscht. Genug, Moritz sah ein, daß sein Dämchen durch den Schnee nicht gehen

dürfe, und da sie eine leichte, angenehme und auch nicht ungewohnte Last war, nahm er sie hoch auf den Arm und ging mit ihr eilig den kurzen Weg nach dem Schloß hinüber.

Zum Unglück schickte in diesem Augenblick irgendein boshafter Teufel ein altes Weib, eine Beschließerin, die morgens die Türen zu öffnen hatte, aus einem Schloßtor heraus. Da es noch dunkel war, hielt sie eine Laterne in der Hand und leuchtete vor sich her. Sie erschrak nicht wenig, als plötzlich das ungewisse Licht ihrer Funzel im Dunkel der Nacht, das ihre alten Augen nicht weiter durchdringen konnten, ein riesiges und, wie ihr schien, doppelköpfiges Wesen beleuchtete. Von Natur schreckhaft, außerdem abergläubisch und bösen Gewissens, glaubte sie, der Teufel wolle sie holen, oder irgendein Gespenst gehe da um, und schrie deshalb aus allen Leibeskräften und so jämmerlich, wie ein angeschossener Hase und als stecke sie schon an des Teufels Gabel. Moritz schrie sie an, sie solle den Mund halten. Aber sie hörte ihn gar nicht, brüllte nur noch umso mehr und hielt ihr Licht hoch und abwehrend gegen ihn. Er, mit seiner Last auf dem Arm, stürzte heran und wollte ihr wenigstens die verdammte Lampe aus der Hand schlagen, aber da er seine gleichfalls schreiende Last währenddessen nicht losließ, versah er es und stolperte, riß auch im Fallen das alte Weib mit um,

das aber noch soviel Geistesgegenwart behielt, in allem Schrecken die Lampe hochzuhalten, um sie vor dem Zerbrochenwerden zu schützen. Und so beleuchtete die Stallaterne freundlich die ganze merkwürdige Szene.

Natürlich war inzwischen von dem Geschrei das halbe Schloß aufgewacht, die Wache stürmte herbei und die Herzogin Anna Iwanowna rannte ans Fenster, gerade in dem Augenblick, als drunten alles zusammenstürzte. Und auch in ihrem Herzen stürzte, wie man sich denken kann, allerlei ein, und ehe noch der Tag ganz hell war, ließ sie schon den Grafen Moritz wissen, daß sie nichts mehr mit ihm zu tun haben wolle. Und zugleich beklagte sie sich im ersten Zorn in einem Brief an die Zarin über die ihr widerfahrene Kränkung und bat, man möge dafür sorgen, daß dieser sächsische Abenteurer ehestens aus Kurland verschwinde.

Der Zarin war eine solche Bitte gar nicht unlieb, da sie doch nun zugleich Menschikoff eine Art Genugtuung und Polen eine Freundlichkeit erweisen konnte. Deshalb erhielt schon wenige Tage später ihr Gesandter in Warschau den Befehl, Moritz fallen zu lassen und hierin Polen nachzugeben, sehr zum Schrecken des Königs von Polen und des Grafen Moritz selbst. Der König sah nun keine Möglichkeit mehr, den Sohn gegen den Willen seiner Großen zu halten und ließ ihm eine nam-

hafte Summe bieten, wenn er Kurland verlassen und sich wieder in französische Dienste begeben wolle, wo ja gerade ein neuer Krieg ausgebrochen sei, in dem er sich allerlei Lorbeeren holen könne.

Moritz selbst aber war noch keineswegs geneigt, das Spiel aufzugeben. Er hatte inzwischen einige Truppen angeworben. Die kurländischen Herren hielten in ihrer Mehrzahl nach wie vor zu ihm und hätten ihn wirklich gern behalten. Leider aber ging ihm das Geld in einer Weise aus, daß er genötigt war, auf Abhilfe zu sinnen. In einer heimlichen und eilenden Reise begab er sich, Polen vermeidend, nach Dresden, beredete auch einen Juden, ihm gegen einen Wucherzins zwanzigtausend Taler zu leihen. Da ihm das aber nicht genug schien, und in Dresden nicht mehr zu bekommen war, fuhr er eiligst weiter nach Paris, verlebte einige schöne Tage in den Armen und am Herzen der Lecouvreur, versuchte so nebenbei noch den französischen Hof für seine Pläne zu gewinnen, erhielt aber den Bescheid, daß man schon einen schönen Krieg mit England habe und also Kurlands wegen keinen neuen anzufangen denke. Der König, der ihm wohlgesinnt war, bot ihm die Führung einer Armee an, wenn er nur dableiben wolle. Aber Moritz hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, selber ein Herr und Herrscher zu werden und war denn auch kaum einen Monat nach seiner Abreise wieder in Kurland,

eine für die damalige Zeit ganz geschwinde und tolle Reise, bei der manches Pferd draufging, und von den zwanzigtausend Talern des Juden Lehmann nicht allzuviel übrig blieb.

Als Moritz nach einiger Fährlichkeit — vor Libau wäre er beinahe in einem Sturm ertrunken — wieder in Mitau ankam, wurde er zwar von seinen kurländischen Anhängern noch immer freundlich und mit einem gewissen Jubel empfangen. Aber sonst hatten sich die Dinge für ihn nicht zum Besseren gewendet. Die Zarin Katharina war während seiner Abwesenheit plötzlich und unerwartet gestorben und ihr Nachfolger, Peter II., war völlig in den Klauen Menschikoffs, der geschworen hatte, die kurländische Sache nun endlich ins klare zu bringen und jedenfalls den Sohn des polnischen Königs dort nicht zu dulden. Er schickte also einen General mit achttausend Mann nach Riga und ließ von dort aus Moritz auffordern, sich sofort aus Kurland zu entfernen, oder er werde seine Russen marschieren lassen.

Gleichzeitig setzten auch die Polen, die Kurland nicht in die Hände der Russen wollten fallen lassen, ein Korps Dragoner in Marsch gegen Moritz. Dieser, der nun, als Gefahr drohte, nicht viel mehr denn hundert Mann um sich sah, wollte gleichwohl nur dem Zwange weichen und zog sich, als die Russen wirklich Ernst machten und gegen ihn an-

rückten, mit den Seinen auf eine der schmalen Landzungen im See von Usmaiten zurück, um, wie er sagte, diese Komödie wenigstens bis zum Schluß mit Anstand durchzuspielen.

Er hatte wirklich ernsthaft die Absicht, sich zu verteidigen, ließ den Zugang zu der Landzunge mit Gräben und Verhauen befestigen und erwartete selbst in dem kleinen Schloß, das dort mitten im See lag, den Feind. Die Russen rückten heran und versperrten den Zugang zu seinem Fuchsbau. Und da sie ihn nun so gut wie in der Falle hatten, machten sie keine Anstalten, seine Verhaue anzugreifen, auf denen sich seine Leute mit allem Mut aufgestellt hatten. Die Russen begnügten sich damit, einige Male hinüberzuschießen und dachten im übrigen den Feind auszuhungern, was nicht allzu lange dauern konnte.

Moritz hatte sich währenddessen im Schlosse umgesehen und darin eine jener kleinen, guten Büchersammlungen entdeckt, wie man sie auch heute noch auf diesen einsamen kurländischen Gütern finden kann. Da er von jeher ein Liebhaber von Büchern, und hier auch sonst nichts weiter zu tun war, als zu warten, ob die Russen vielleicht abziehen würden, so blätterte er die Bücher durch und hatte das Glück, ein Werk zu finden, das ihn über alle Langeweile und seinen ganzen gegenwärtigen, nicht sehr heiteren Zustand, ja über die Misere des ganzen

menschlichen Lebens hinaushob. Es war eine gute französische Ausgabe der Taten des großen Ritters Don Quichotte von der Mancha, die Moritz noch nicht kannte und die ihn so sehr fesselten, daß er sich kopfüber in das Werk hineinlas und, oft in das herzlichste Gelächter ausbrechend, alles vergaß, was um ihn her vorging.

So fand ihn der Hauptmann seiner Truppen, der gekommen war, nach seinen Befehlen zu fragen, auf einem Ruhebett liegend, ein Buch in der Hand, lachend und mit den Beinen strampelnd. Eine Weile stand der Offizier ganz verdutzt, dann aber brachte er sein Anliegen vor, daß die Russen nun doch Anstalten zum Angriff zu machen schienen, und was man tun solle. Ganz pathetisch versicherte er, die Hand auf dem Herzen, daß er und die Seinen bereit seien, sich für Moritz in Stücke hauen zu lassen.

Moritz, dessen Kopf ganz von den Gestalten seines Buches angefüllt war, starrte eine ganze Weile wie entgeistert den heldenhaften Hauptmann an, dann aber, als er begriff, was jener sagte, brach er in ein unbändiges Gelächter aus, als sei er toll geworden, sprang auf und umarmte den Offizier und rief, immer noch lachend:

„Mein lieber Bombell, verzeihe dieses unpassende Gelächter in solchem Augenblick. Aber wenn du wüßtest, wie komisch dies alles ist, wie grenzenlos

komisch und lächerlich dies ganze Leben ist, mein Herzogtum und deine Heldenfigur und die Russen drüben und ganz Kurland und der allerhöchste Zar und der König von Polen und diese ganze runde närrische Welt! Es ist zum Totlachen, aber nicht zum Ernstnehmen."

„Prinz," sagte der andere „aber die Russen, wie ich höre, schießen eben sehr ernsthaft mit Kanonen gegen unsere Verschanzungen, und Eure Leute sterben sehr ernsthaft."

„Um Gottes willen," sagte Moritz, „eile, jage hinaus, stifte Frieden. Wir reiten doch nicht gegen Windmühlenflügel. Geht, vertragt euch, sinkt euch in die Arme!"

„Und Ihr, Prinz?"

„Ich entkomme. Ich bin schon auf dem Wege nach Paris. Die Komödie ist zu Ende."

„Der einzige Weg von hier ist besetzt. Ihr werdet in die Hände der Russen fallen."

„Einen Augenblick," sagte Moritz, „wirst du sie noch aufhalten können mit deinen Unterhandlungen. Wenn sie hierherkommen, bin ich hinweg. Und nun fort, daß diese sinnlose Schießerei aufhört. Lebe wohl!"

„Lebt wohl," sagte der andere, „und gute Reise."

„Danke," sagte Moritz und blickte schon wieder in das Buch. Der andere verbeugte sich und verschwand.

Eine ganze Weile noch las Moritz, dann rief er seinem Kammerdiener Beauvais, einer braven tapferen Haut. „Mein guter Sancho Pansa," sagte er, „sattle schleunigst meinen Rosinante und auch du mach' dich beritten." Fünf Minuten später warf er sich wie er ging und stand auf sein gutes Pferd, ohne mehr Gepäck, als er in die Satteltaschen stecken konnte. Unter das Wams knöpfte er die Wahlurkunde, die ihn zum Herzog von Kurland machte, und in die Taschen steckte er die beiden hübschen Lederbände mit der Geschichte des närrischen spanischen Ritters. Dann warfen er und Beauvais sich mit ihren Pferden an der von den Russen abgewendeten Seite des Sees, der dort nicht allzu breit und nicht allzu tief war, ins Wasser und erreichten auch glücklich das andere Ufer. Und ohne anzuhalten und als einzige Beute eines zweijährigen wechselvollen Abenteuers nur sein Herzogspatent und den „Don Quichotte" in der Tasche machte sich Moritz auf den Weg nach Paris.

Unangemeldet und eher als das Gerücht von seiner Flucht aus Kurland, kam er in der französischen Hauptstadt an, stieg in seinem Quartier ab, zog sich um und eilte zu seiner Freundin, der Lecouvreur, um in ihren Armen sich über alles Verlorene und sie in seinen Armen über die zum Teufel gegangenen Gelder zu trösten.

Als er in ihre Wohnung kam, war sie eben zu

einer Probe im Theater. Aber ihre Kammerzofe ließ den Grafen in das Zimmer der Herrin, daß er sie dort erwarte. Moritz sah sich fröhlich in den alten vertrauten Räumen um, betrachtete ein Bild, hob eine silberne Dose auf und faltete ein Briefchen, das auf dem Schreibtisch lag, gedankenlos auseinander.

Nun hatte die Lecouvreur, wie viele Damen ihres Gewerbes, die verfluchte Angewohnheit, auch mit ihrer intimsten Korrespondenz äußerst leichtfertig umzugehen und die delikatesten Briefchen offen herumliegen zu lassen. So war auch das Schreiben, das Moritz auseinanderfaltete und zu lesen begann, nichts anderes, als ein sehr glühender Liebesbrief des Marquis von Tencin, eines hübschen jungen Burschen, dessen Moritz sich noch wohl erinnerte. Und aus dem Briefchen ging nur allzu klar hervor, daß sich die Lecouvreur inzwischen über Moritz' Abwesenheit zu trösten gewußt hatte, ja daß die beiden Liebenden, im schönsten Einverständnis, eine etwaige Rückkehr des Grafen Moritz verfluchten und bejammerten. Nicht so sehr diese Tatsache, als vielmehr einige kränkende und wenig schmeichelhafte Ausdrücke trieben Moritz, der an allerlei gewöhnt war, denn doch die Galle ins Blut, so daß er den Brief zu sich steckte, sogleich das Haus verließ und in der ersten Wut zu dem glücklicheren Liebhaber eilte und ihm, die Hand am Degen, be-

deutete, er möge ihm sofort und ohne Verzug zur Lecouvreur folgen.

Der Marquis, keiner von den Tapfersten, machte sich mit zitterndem Herzen bereit, erhielt auf allerlei Fragen keine Antwort, als die eine: Das werde sich finden! und kam schließlich, nichts Gutes erwartend und alles Böse und einen Kampf auf Tod und Leben mit diesem deutschen Berserker fürchtend, mit Moritz zur Lecouvreur, die inzwischen heimgekommen war und nicht so bald ihre beiden Liebhaber, den alten und den neuen, bei sich mit verstörten Mienen eintreten sah, als sie auch schon laut aufschreiend auf ihr Kanapee fiel und behauptete, Krämpfe zu bekommen. Moritz aber, der sich inzwischen an dem käsebleichen Gesicht des Jünglings und jetzt an der wirklich hübschen, sich windenden Gestalt der Dame genug erfreut hatte, lachte laut auf, als die Lecouvreur, als wäre sie auf der Bühne, ausrief: „Stoß zu, Scheusal", und als sie ihren hübschen Busen aufriß, um ihn seinem Degen und vielleicht auch nur seinen Blicken darzubieten.

„Beruhige dich, mein Täubchen," sagte Moritz. „Und auch Sie, Herr Marquis, beruhigen Sie sich. Ich komme nicht hierher, um eine Tragödie aufzuführen. Es ist ein Recht und alter Brauch, daß der frühere Besitzer den neuen in seinen Besitz persönlich einführt, daß der Überwundene den Über-

winder krönt.“ Damit senkte er seinen Degen und wollte sich empfehlen. Die Lecouvreur sprang auf und warf sich ihm an den Hals. „Ich liebe nur dich,“ sagte sie. Aber Moritz hielt sie in einiger Entfernung von sich ab.

„Ich werde mich töten,“ rief die Dame und griff nach einem Federmesser. Aber Moritz verbeugte sich vor dem Marquis von Tencin und sagte: „Es ist Ihre Sache, das Kind zu trösten,“ und ging hinaus, leise zwischen den Zähnen ein Liedchen pfeifend, das man damals auf allen Gassen sang.

Übrigens erhielt Moritz, als er am nächsten Tage aufwachte, ein Schreiben Le Forts aus Petersburg: An Seine Hoheit, den Herzog von Kurland. — Er möge sofort aufpacken und nach dort kommen. Die Prinzessin Elisabeth sei untröstlich darüber, wie man mit ihm verfahren und habe es sich in den Kopf gesetzt, ihn nun erst recht mit ihrer ganzen Person für das entgangene Kurland zu entschädigen. Sie sei nun, nach dem Tode der Zarin, eine reiche Partie und so nahe dem Thron, daß niemand wisse, was noch werden könne. Der Apfel sei reif, Moritz brauche ihn nur zu pflücken.

„Wurmstichige Äpfel,“ sagte Moritz, „werden früh reif;“ und warf den Brief in das Kaminfeuer.

Vielleicht hätte er sich die Sache doch noch etwas länger überlegt, wenn er gewußt hätte, daß Eli-

sabeth, kaum zehn Jahre später, den Thron Peters des Großen bestieg, und daß er also hier eine Zarenkrone verbrannte.

Noch schneller freilich wäre er auf den russischen Thron gekommen, wenn er seiner Abneigung gegen Anna Iwanowna hätte Zügel anlegen können; denn bereits zwei Jahre nach seiner Flucht aus Kurland wurde sie Zarin und Herrin von Rußland. Und so hätte Moritz, als er auszog, eine Eselin zu suchen — wenn es erlaubt ist, das kleine Kurland einmal so zu nennen — ums Haar ein Kaiserreich gefunden.

Freilich, als er das erfuhr, war es schon zu spät. Vorerst hatte er genug von allen östlichen Abenteuern und wie es schien vor allem auch von allen Damen und Dämchen, die ihn darein verwickelt hatten. Er begann mit allem Ernst zu arbeiten, machte allerlei Erfindungen, natürlich nur solche, die das Kriegführen vervollkommneten. Drei Jahre darauf gründete er eine Schwefel- und Stahlfabrik. Fünf Jahre später war er französischer Generalleutnant und zog mit einer französischen Armee gegen Österreich. Und, um es kurz zu machen, fünfzehn Jahre später stand er als Marschall von Frankreich, — eine Ehre, die vor ihm nur der berühmteste französische Feldherr Turenne innegehabt — an der Spitze aller französischen Armeen, die gegen England, Holland und Deutsch-

land kämpften, eroberte für Frankreich Flandern und Brabant und erwarb, wie man so sagt, „unsterblichen Ruhm“ für sich und den französischen König.

Eine kleine Episode, die am Wege liegt, mag zeigen, welche Stellung Moritz einnahm. Die Geliebte des Königs, wie man weiß, die Pompadour, hatte eines Tages Gelegenheit, einen jungen Mann in die Bastille sperren zu lassen, weil er in dem Augenblick, als die Marquise und der Herr Marschall eines Tages miteinander durch einen öffentlichen Park gingen, zwar soviel Grütze hatte, einen guten Witz zu machen, aber nicht soviel Schlauheit, ihn hinter seinen Zähnen zu behalten. Er sagte nämlich so laut, daß die Marquise, wie man in ihren Briefen an eine ihrer Freundinnen lesen kann, es hören mußte: „Voila l'épée du roi et son fourreau.“

Man kann das nur französisch hierhersetzen. Aber der erste Teil des Satzes, „sieh da, der Degen des Königs,“ der uns hier allein angeht, zeigt, welche Achtung Moritz selbst bei den Spöttern genoß. Doch genug davon.

Nur das mag noch zur Sache gehören, daß Moritz die Urkunde, die ihn zum Herzog von Kurland bestimmte, allen Bemühungen Polens und Rußlands zum Trotz nie herausgab, sondern sie wie eine Reliquie bewahrte, als Kurland längst in

dem Liebhaber Anna Iwanownas, dem Grafen von Biron, einen neuen Herzog hatte.

Denn irgendwo in einem Winkel seines Herzens liebte auch der Herr Marschall von Frankreich noch von Zeit zu Zeit damit zu spielen, daß er vielleicht doch noch einst ein selbständiger Herrscher werden könne. Seine Ansprüche auf Kurland brachte er bei Gelegenheit immer wieder einmal in Erinnerung. Auch sonst hielt er, wenn es ihm gerade einfiel, Umschau nach irgendeinem kleinen, aber selbständigen Reich. Und noch im Jahre 1748, also zwei Jahre vor seinem Tode, arbeitete er einen genauen Plan aus, wie er sich mit französischer Hilfe, in Madagaskar — wahrhaftig unter den Schwarzen in Madagaskar! — ein Königreich gründen könne. Denn dieser große Feldherr und Lenker von Heeren, dessen ruhiger Besonnenheit man alle seine Erfolge zuschrieb, war zugleich ein Träumer.

Es ist vielleicht nur ein Märchen, das man ihm aber allen Ernstes nachsagte, er habe lange Zeit den Plan gehabt, alle Juden zu sammeln und mit ihnen, als ein neuer Herrscher von Zion, in Mittelamerika in der Gegend von Mexiko ein Reich zu gründen. Aber so unmöglich ist es nicht, daß er auch mit solchem Gedanken gespielt, und jedenfalls zeigt es, was man ihm zutraute. Selbst die Berichte über seine Feldzüge und seine

Gedanken darüber, wie man am besten ein Heer führe, hat er in einem Buch niedergelegt, das er „Träumereien" nannte.

„Mein Freund, sieh da, der schöne Traum ist schon zu Ende," sagte er, als er auf dem Totenbette lag, zu seinem Arzt. Und dies waren seine letzten Worte.

Das Loch im Kamin

Noch kurz vor seinem Tode wurde der Marschall Moritz von Sachsen ganz unschuldigerweise in ein Abenteuer verwickelt, das zwar ganz nach seinem Geschmack war, ihm aber in diesem Falle doch mit Unrecht den Ruf eines verdammten alten Schwerenöters einbrachte. Das heißt, ich lasse es ganz offen, ob er den Ruf nicht anderweitig reichlich verdiente. Diesmal jedenfalls war er unschuldig, wie man sehen wird.

Es war an dem Tage, wo der so oft siegreiche Marschall zum letztenmal seinem König den Glanz der französischen Truppen in einer großen Parade auf den Wiesen am Bois de Boulogne vorgeführt hatte, voran sein Ulanenregiment, dessen erste Schwadron aus lauter Negern bestand, die auf Schimmeln ritten. Die Schimmel stammten aus Holstein. Die „schwarzen Tiere“, wie Herr von

Fontenoy berichtet, lieferte jährlich der König von Spanien, kraft eines besonderen Vertrages.

Doch dies nebenbei. Genug, es war große Parade und ein Tag voll Glanz. Ganz Paris war auf den Beinen oder in den Kutschen oder zu Pferde im Bois. Der Marschall strahlte. Der König war sehr zufrieden, obgleich es sehr heiß war. Doch sorgte ein kleiner Regenschauer gegen Schluß für Abkühlung. Und die ganze Masse der Zuschauer, der Hof voran und, wie man versichert, dreitausend Wagen und hundertfünfzigtausend Fußgänger hinterher, machten sich auf den Heimweg nach Paris. Moritz führte sein Regiment selbst zurück, das heißt, er fuhr ihm in einem offenen Wagen voraus, da er zu Pferde aus mehreren Gründen nicht mehr gut sitzen konnte. Das Volk umjubelte ihn. Aus den Wagen, die am Wegrande standen, winkten die schönen Damen mit ihren Taschentüchern. Es war ein Triumphzug für den Marschall, als käme er aus einer siegreichen Schlacht.

Mitten in diesem allgemeinen Jubel, während alle Augen in der Gegend auf Moritz gerichtet waren, sprang plötzlich aus einer der auf der gleichen Straße sich bewegenden Kutschen eine — wie die Näherstehenden bemerkten — sehr hübsche junge Dame, drängte sich zwischen den Reitern, die den Marschall umgaben, hindurch und sprang auf das Trittbrett seines Wagens. Der Marschall wandte

sich, wie man sah, gegen sie, wechselte ein paar Worte mit ihr, öffnete die niedrige Wagentüre und bot ihr freundlich einen Platz an, indes die Pferde langsam weitertrabten und die Zuschauer nur noch lauter schrieen, als habe ihr geliebter Marschall hier noch einen neuen und noch dazu unblutigen Sieg errungen. Währenddessen unterhielt sich dieser mit der hübschen Beute, die ihm so unversehens in den Schoß gefallen war, und die er gar nicht kannte, aufs beste und erfuhr folgende Geschichte:

Als die Dame noch auf dem Trittbrett stand, sagte sie: „Herr Marschall, eine Frau in Todesängsten bittet um Ihre Hilfe. Man bedroht mich, man verfolgt mich. Ohne Sie bin ich verloren."

Dazu machte sie so hübsche erschreckte Taubenaugen, daß der Marschall hätte von Stein sein müssen, was er nicht war, wenn er nicht freundlich gesagt hätte: „Aber Kindchen, wer kann Sie wohl anders, als mit guten Absichten verfolgen. Aber kommen Sie immerhin herein, wenn Sie sich davon Schutz versprechen." Und das tat die Dame. Sie setzte sich neben Moritz und ergriff seine linke Hand flehend und drückte sie, wogegen er nicht unempfindlich blieb.

„Helfen Sie mir, Herr Marschall," sagte sie, „schwören Sie mir, daß Sie mich nicht meinem Feinde überlassen wollen."

„Um Himmels willen," sagte der Marschall, „wer nur kann Ihr Feind sein? Ist es eine politische Sache? Darein mische ich mich nicht."

„Aber nein," sagte die Dame, „nichts von Politik."

„Also von Liebe," sagte Moritz. Die Dame nickte und lächelte schon ein wenig.

„So, so," sagte Moritz. „Dann erzählen Sie die Sache nur in gehöriger Ordnung. Wir haben Zeit bis Paris und werden dann sehen, was zu tun ist. Wer wird ein so schönes Kind im Stich lassen."

„Es wird eine Beichte, Herr Marschall," sagte die Dame, die Mühe hatte, unter dem Jubel des Volkes laut und verständlich genug zu sprechen. „Nur los," sagte Moritz. „Diese Bestien schreien, daß man kaum sein eigenes Wort hört."

Die Dame setzte sich ein wenig zurecht und flüsterte: „Ich muß ja gestehen, daß ich an allem etwas schuld bin. Aber wenn die Liebe im Spiel ist, wer behielte da Vernunft. Und ich hoffe, der Herr Marschall weiß, was die Liebe vermag?" „Vollkommen," sagte Moritz, „sparen Sie alle Vorreden, Madame, und kommen wir zur Sache."

„Also," sagte die Dame, „mein Mann ist Herr de la Popliniere."

„Der Generalpächter?" fragte Moritz.

„Eben der," sagte die Dame. „Wir sind nun schon sechs Jahre verheiratet, und wenn Sie, Herr

12*

Marschall, ihn gesehen haben, so wissen Sie, daß er nicht gerade zum Lieben gemacht ist."

„Aber er hat Geld wie Heu," sagte Moritz.

„Jawohl," sagte die Dame. „Darum heiratet man solche Männer, aber muß man sie darum auch lieben?"

Doch ich will nicht das ganze schöne Gespräch hier aufzeichnen. Kurz und gut, Frau de la Popliniere gestand, daß sie den Herzog von Richelieu liebe. — „Der alte Schlemmer!" rief Moritz, „ist er nicht mindestens sechzig Jahre alt?" „Achtundfünfzig," sagte die Dame und mit einem Blick auf die grauen Haare des Marschalls: „Ich liebe die Grünschnäbel nicht, aber die Männer von Wert und Erfahrung in allen Dingen."

Dann fuhr sie in ihrer Historie fort, wie groß ihre Liebe sei, und wie eifersüchtig ihr Mann; daß sie den Herzog nun schon fünf Jahre mehr als ihr Leben liebe, und daß ihr Mann, als er zuerst davon erfahren, ihr mit einer Feuerzange eine Rippe im Leibe zerschlagen und sie habe vor dem Kruzifix schwören lassen, den Herzog nicht mehr anzusehen. „Aber solche erzwungenen Schwüre," sagte sie, „gelten nicht, und wer kann seinem Herzen gebieten." Und so habe sie den Herzog wiedergesehen, und sie hätten alle Aufpasser und die Eifersucht ihres Mannes zu täuschen gewußt. Der Herzog habe heimlich in dem Hause neben dem ihren die Zimmer gemietet,

die an die ihrigen stießen, dann habe man die Mauer durchbrechen lassen, und so hätten sie einander gesehen und gefühlt, erhitzt und gekühlt, ohne daß irgendwer den geringsten Argwohn hätte haben dürfen.

„Ach, es waren glückliche Zeiten, Herr Marschall."

„Das glaube ich," sagte Moritz, „wer möchte nicht an des Herzogs Stelle gewesen sein."

„Aber nun," sagte die Dame, „ist es aus. Meine Zofe, die Teufelin, die Verräterin, hat alles meinem Manne hinterbracht. Und eben heute ist er in mein Zimmer gedrungen und hat unsere heimliche Türe entdeckt. Zum Glück hat man es in des Herzogs Zimmer bemerkt und mir Botschaft geschickt, eben als ich im Wagen der Frau von Suvré dem Feste zusah. Und nun weiß ich nicht aus und nicht ein und traue mich nicht in das Haus meines Mannes zurück. In der ersten Wut ist er furchtbar, nachher wird er sanfter und bereut es. Aber wenn der Herr Marschall mich nicht in Schutz nimmt, so wird Herr de la Popliniere mich in der ersten Wut töten."

„Es wäre schade darum," sagte Moritz, der von den Tränen des hübschen Tierchens wirklich ganz gerührt und dem von ihrer Nähe ganz warm war. „Aber wollen Sie nicht doch lieber eine andere Zuflucht suchen?" „Nein, nein," sagte sie, „wenn nur der erste Sturm vorüber ist, so wird mein Mann sich schon mäßigen." „Also gut," sagte Moritz, „unternehmen wir die Attacke. Es ist

immerhin eine Ehre für den Herrn Generalpächter, daß der Herr von Richelieu an seiner Frau Gefallen findet."

„Aber er weiß es gar nicht zu schätzen," sagte die Dame. „Er ist aus der Provinz und hat kleinstädtische Ansichten."

Unter diesen Gesprächen waren die Wagen und der ganze Zug des Volkes, der sich zu verlaufen begann, nach Paris gekommen, und Moritz gab den Befehl, zum Hause des Generalpächters zu fahren. Dort gab es schon unter der Pforte einen schönen Auftritt. Der Portier verweigerte, getreu dem Befehl seines Herrn, der Dame den Eintritt. Moritz ließ den Ehemann herausrufen, der denn auch sogleich kam, als er hörte, in welcher Begleitung seine Frau sei. Er verneigte sich tief und sagte, dem Herrn Marschall stehe natürlich sein Haus offen, und wen er mit hereinbringe, der solle willkommen sein. Im übrigen aber kenne er die Dame nicht mehr, und wenn sie sich einfallen lasse, etwa allein dableiben zu wollen, oder allein wiederzukommen, so werde er sich erlauben, sie von seinen Bedienten hinausprügeln zu lassen.

„Aber Exzellenz," sagte Moritz, „ist es wirklich ein so großes Verbrechen, was sie begangen und kann man so schönen Augen nicht verzeihen?"

Aber da fuhr Herr de la Popliniere los, und mit einem Hagel von Schimpfworten, die man sehr

gut in den Markthallen hätte gebrauchen können, überschüttete er die Dame. Er brauchte eine ganze Weile, bis er sich mäßigte. Dann verneigte er sich wieder vor dem Marschall, entschuldigte sich und bat ihn, doch einmal hineinzukommen, so wolle er ihm Näheres von der Dame sagen und zeigen.

Moritz ging also in das Haus, während die gute Frau sich weinend in die Ecke seines Wagens drückte. Unterdessen klagte der arme Ehemann mit aufgeregter und weinerlicher Stimme dem Marschall sein Leid, wie er sich zu seinem Unglück in diese hübsche Larve verliebt habe, zu der Zeit, als sie noch eine kleine Schauspielerin gewesen, wie er eine Zeitlang ein Liebesverhältnis mit ihr unterhalten und ihr dann die Ehre erwiesen habe, sie zu seiner Gemahlin zu machen, wie er sie mit Beweisen seiner Liebe, mit Schmuck und Geschenken überhäuft, wie er ihrer Mutter eine Rente und ihrem Bruder eine glänzende Stellung verschafft habe und wie sie auch zuerst ganz glücklich miteinander gelebt, bis sie diese verbrecherische Liebe zu dem Herzog von Richelieu gefaßt. Und er sei nicht von den Ehemännern, die das zu teilen liebten, was eigentlich unteilbar sei. Und er habe im Guten und gewiß auch mit Strenge versucht, sie davon abzubringen, und sie habe auch alles versprochen und geschworen und nichts gehalten. „Und jetzt," sagte er, „möge der Herr Marschall selbst sehen, wie sie mir alle

meine Liebe gelohnt hat.“ Und damit führte er ihn in das Zimmer der Dame und deutete auf den Kamin.

In diesen offenen französischen Kaminen befindet sich, wie man weiß, eine große Eisenplatte hinten an der Wand, die die Mauer vor dem Feuer schützen soll, und auf der man für gewöhnlich das Wappen des Hauses oder sonst ein hübsches Zeichen anbringt. Das war auch hier geschehen. Aber die Platte war jetzt durch eine sinnreiche kleine Einrichtung auf die Seite geschoben, und so klaffte an ihrer Stelle ein ziemliches Loch in der Mauer, durch das man in das Nebenhaus und den Nebenraum hineinsehen und natürlich auch ganz bequem hineinschlüpfen konnte.

Herr de la Popliniere deutete darauf hin und sagte: „Sehen Sie, Herr Marschall, das Loch, durch das man mich zum Hahnrei gemacht hat.“

„Der Teufel auch,“ sagte der Marschall, „das wird sich schwer verstopfen lassen!“ Und lachend machte er kehrt, verabschiedete sich höflich, stieg wieder in seinen Wagen und fragte die Dame nach der Wohnung ihrer Mutter.

„Madame,“ sagte er, „Sie haben allzu große Wunden gerissen. Herr de la Popliniere muß sie fühlen, wenn er auch beide Augen zudrücken wollte. Ich kann ihm wirklich nicht übelnehmen, wenn er etwas erzürnt ist. Warten Sie bei Ihrer Mutter ab, ob er vergessen kann.“

Damit war die Dame zufrieden und so war Moritz sie los und erhielt sogar noch, als er sie in das Haus der Mutter gebracht hatte, plötzlich einen Kuß und eine Umarmung, die ihm ganz wohl taten, denen er aber sonst keine weiteren Folgen zu geben dachte, um das Loch in der Ehe des Herrn Generalpächters nicht noch zu vergrößern.

Frau de la Popliniere vertrug sich übrigens nach einiger Zeit wahrhaftig und dennoch mit ihrem Manne, und zwar so gut und gründlich, daß er schon nach einem Jahre, noch vor dem Marschall, in die Grube fuhr. Seine Witwe verheiratete sich nach der Trauerzeit wieder, mit einem älteren Grafen, der große Güter in der Normandie hatte. Sie verließ Paris und wurde, wie man sagt, das Muster einer Ehefrau und einer Gutsbesitzerin. Als sie das Unglück hatte, auch den zweiten Mann bald zu verlieren, übernahm sie selber die Verwaltung ihrer Besitzungen und hatte dabei soviel Glück und Geschick, daß ihre Güter als Musterwirtschaften in ganz Frankreich berühmt wurden. Sie war diejenige, die zuerst die Zucht gewisser langwolliger Schafe in Frankreich einführte und dadurch dazu beitrug, der Wollindustrie des Landes mächtig auf die Beine zu helfen. Und sie war auch die erste, der es glückte, die bekannten hornlosen weißen Ziegen zu züchten, die sich noch heute des Beifalls aller Ziegenbesitzer erfreuen. Sie ritt auf ihren Pferden wie ein Mann und soll

in der Revolution, an der Spitze ihrer Bauern gegen den herandringenden Pariser Pöbel fechtend, gefallen sein. Aus welch allem man sehen kann, daß die in der Liebe unternehmungslustigen Damen auch auf anderen Gebieten nicht zu verachten sind, wenn sie nur erst die nötige Reife und in harten Kämpfen die nötige Ruhe in ihren unruhigen Herzen erobert haben.

Die gute Ausrede

Der Teufel auch, es gibt merkwürdige Zeiten und merkwürdige Sitten, und wer seine Nase in alte Scharteken steckt, wo von alten Zeiten etwas aufgeschrieben steht, kann davon erzählen. Und das will ich im folgenden tun und in einer kleinen Geschichte zeigen, wie seltsam sich die Ansichten der Menschen über Gut und Böse, über ehrenhaft und nicht ehrenhaft und so weiter, wandeln, wie sie zuzeiten einander für irgendeine Sache den Hals umdrehen, nach der sie zu anderen Zeiten nicht einmal den Kopf wenden. Und umgekehrt, wie sie jetzt als eine Lapperei ansehen, was sie fünfzig Jahre später für ein todeswürdiges Verbrechen halten. Und man muß immer fein Obacht geben, daß man seiner eigenen Zeit sehr genau auf die Meinung sieht und immer nur solche Dinge tut, die gerade für verzeihlich und nebensächlich gelten. Man kann

dabei ein ganz angenehmes und lustiges Leben haben.

Aber nun zu der Geschichte, die nicht lang ist und die deshalb jeder bis zu Ende lesen kann, wo er dann erfahren wird, daß man zur Zeit der sogenannten Hugenottenverfolgungen in Frankreich es durchaus mit dem Tode büßen mußte, wenn man es wagte, zu Gott mit aufgehobenen Händen statt mit gefalteten zu beten, daß es aber in anderen Dingen gar keine so üble und rachgierige Zeit war, wie man aus jener wütenden Verfolgung der eigensinnigen Heiligen schließen könnte.

Es war also kurz nach der Bartholomäusnacht, zu der Zeit, als auf Befehl des allerchristlichsten Königs, Karls IX. aus dem Hause Valois, und seiner Mutter, der Katharina von Medici, alles, was nur einen Geruch nach hugenottischer Ketzerei hatte, über die Klinge springen mußte. Polizeiminister oder Polizeimeister — ich weiß nicht, wie der genaue Titel war — der guten Stadt Paris war damals ein Herr von Meré, genannt le Diable, ein ganz bärbeißiger und wie es schien eigens für dieses Amt von seiner Mutter geborener Geselle, ein Spürhund und ein Bullenbeißer und ein gewalttätiger Mensch und ein treuer Diener seines Herrn, wenn es galt, zu verfolgen, zu rädern und zu foltern, zu morden oder sonst Menschen klein zu kriegen. Und etwas anderes wurde ihm auch

nicht aufgetragen. Er ging, wie man sagen konnte in seinem Beruf mit Leib und Seele auf, vorausgesetzt, daß er eine Seele hatte.

Aber eines hatte er bestimmt, eine wirklich hübsche, appetitliche und nette Frau, eine geborene von Blois, deren guten Beziehungen zum Hofe und einigen königlichen Kavalieren der Herr von Meré seine Stellung verdankte, die ihm außerdem einige schöne Besitzungen mit in die Ehe gebracht hatte, wofür alles er ihr dankbar genug war. Leider aber machte er sich aus Weibern, wenn sie noch so appetitlich waren, gar nichts. Höchstens daß er einmal spaßeshalber zusah, wenn eine Dame der Gasse von seinen Polizisten klein geklopft wurde. Aber mit einem so zierlichen, glatten und womöglich verliebten und anspruchsvollen Wesen, wie die damaligen Hofdamen waren und wie auch seine Frau war, wußte er nichts anzufangen.

Es ist klar, daß seine Frau, die ihm so gute Dinge zugeschanzt hatte, ihrerseits wenig bei ihm auf die Kosten kam, was er keineswegs leugnete und einzusehen klug genug war. Und da er gar nicht vorhatte, die ihm so wertvolle Dame zu kränken oder um das Ihre zu bringen, so rückte er bald nach der Hochzeit eines Tages ganz offen mit der Sprache heraus, erzählte ihr, daß die Ehe ein Geschäft sei und nichts weiter — eine Ansicht, die damals allgemein geteilt und ehrlich zugegeben wurde

— daß die Ehe also mit Liebe und dem Drum und Dran der Liebe nach seiner Meinung nichts zu tun habe, eine löbliche Ansicht, die sich Frau von Meré ein für allemal gesagt sein ließ. „Es ist ja wohl nicht nötig," schloß ihr ehrenwerter Gatte seine Erklärung, „Euch, Madame, zu sagen, daß ich Skandale nicht liebe, und daß vor der Öffentlichkeit das Dekorum stets gewahrt werden muß."

Dieses Muster von Polizisten und Ehemann schwamm natürlich in den Tagen der Hugenottenverfolgungen sozusagen in Seligkeit, das heißt in Blut. Während er bis dahin doch mehr im Verborgenen hatte wüten und sich auch mehr an die niedere Menschenklasse der Bürger und Proleten hatte halten müssen, erhielt er jetzt nicht nur die Erlaubnis, sondern sogar den strikten Befehl, sich vor allem an die Verdächtigen unter dem Adel zu machen, eine Sache, die an und für sich natürlich weit ehrenvoller und auch lohnender war. Wehe dem, der ein hugenottisches Buch oder Kleid im Schrank hatte. Wehe dem, der jemals den Admiral von Colligny auf der Straße gegrüßt. Wehe dem, der eine etwas salbungsvolle Stimme oder sonst hugenottische Gebärden hatte, oder etwa eine alte Tante, die es mit den Hugenotten hielt. Wehe jedem überhaupt, der nicht mächtige Beschützer hatte, der nicht irgendeinen gutkatholischen Pfaffen in seiner Familie, oder sonst ein unzweideutiges Zeugnis seiner

einzig echten und wahren Art, Gott anzurufen, aufweisen konnte.

Da denen, die irgendeinen Hugenotten aufstöberten und vor die Flinte brachten, ein Teil seines Vermögens zufiel, kann man sich denken, welch lustige Jagd losging, wie schwer es für einen begüterten Mann war, nicht für einen Hogenotten zu gelten, und welche Geschäfte endlich der Herr Polizeimeister machte. Er war in der besten Laune und saß eben mit einigen Kumpanen beim Wein, den sie in hugenottischen Kellern gefunden, und ließ es sich saumäßig wohl sein, als ein Bote kam und ihm meldete, daß man einen reichen Hugenotten, den man die ganzen letzten Tage gesucht, aufgestöbert habe, und daß er sich in dem Hause eines Herrn von Monteauban verborgen halte. Dies letztere war ein kleines Hindernis, denn Herr von Monteauban stand mit dem Hofe nicht schlecht und war ein Neffe des Bischofs von Tours, und also über allen Verdacht, Hugenotte zu sein, erhaben. Dennoch hatte er freilich nicht das Recht, solchen Sündern einen Unterschlupf zu geben, und der Herr Polizeimeister durfte ihm darin schon auf die Finger sehen, machte sich also in eigener Person mit einer Wache auf, ließ das Haus des Monteauban umstellen und drang selber an der Spitze einiger Stadtsoldaten ein.

Herr von Monteauban, ein junger, lebenslustiger Herr, der wirklich aus Menschenfreundlichkeit einen

Jugendfreund, einen Hugenotten, bei sich versteckt hatte, erschrak nicht wenig und zitterte für das Leben seines Freundes, stellte sich dem Herrn von Meré entgegen und widersetzte sich der Durchsuchung seines Hauses. Aber der bestand auf seinem Recht, und seine Knechte begannen auch bereits ohne viel zu fragen in die Zimmer einzudringen. Herr von Monteauban zog sich immer mehr zurück nach seinem Schlafzimmer zu, wo der Freund verborgen war, den er mit seinem Leibe zu decken dachte. Aber eben dorthin drang ihm der Polizeimeister nach, nachdem seine Spürhunde das übrige Haus vergebens durchsucht hatten, und verlangte Einlaß. Herr von Monteauban hielt den offenen Degen in der Faust. Aber es hätte ihm vielleicht wenig genützt, wenn ihm nicht eine kleine List eingefallen wäre, die vor dem Schlafzimmer eines Junggesellen nicht allzu fern lag. „Mein Herr," sagte er, „Sie werden hier nicht eintreten. Durchsuchen Sie das Haus soviel Sie wollen, aber hier werden Sie nicht eindringen und nicht die Ehre einer Dame verletzen, die nicht gesehen sein will, die sich aber wahrhaftig nicht zu politischen Gesprächen hier eingefunden hat."

Dergleichen kannte nun Herr von Meré, und bei seiner Durchschnüffelung der Häuser anderer Leute hatte er schon manche Dame am unrechten Ort gefunden.

Ein wenig bezecht, wie er war, hatte er aber nun erst recht Lust, zu wissen, welche Dame da mit dem Herrn von Monteauban zusammenstecke.

„Ist es eine Hofdame?" fragte er.

„Das geht Sie gar nichts an," sagte Herr von Monteauban.

Aber der andere wollte sich nicht abweisen lassen und sagte: „Wer sie auch sei, wir müssen sie sehen, oder wir würden unsere Pflicht versäumt haben."

Dennoch war ihm vor dem blanken Degen des jungen Adligen, der mit dem Hofe so gut stand und den er keinesfalls verletzen durfte, nicht so ganz wohl. Da half ihm Herr von Monteauban mit einem raschen und noch besseren und zeitgemäßeren Einfall, als der erste war, aus der Unsicherheit und zu einem nicht gerade ehrenvollen aber schleunigen Rückzug.

Herr von Monteauban, der, wie hier beiläufig bemerkt sei, bisher den Herr von Meré und auch seine Gattin nur aus der Ferne und nur von Hörensagen, der dafür aber die Zeit und ihre Gewohnheiten umso gründlicher kannte und der außerdem jetzt wirklich in einer Falle steckte, aus der er selbst mit einer vielleicht auch gefährlichen List, wenn sie nur im Augenblick half, einen Ausweg suchen mußte, Herr von Monteauban also beugte sich vor, so daß er dem Ohr des bärtigen Herrn Polizeimeisters sehr nahe kam, und sagte: „Herr von Meré, Sie wer-

den hier nicht eintreten, es sei denn über meine Leiche. Und Sie werden selbst nicht wünschen, hier der Frau von Meré zu begegnen und sie so gewissermaßen vor ganz Paris und vor ihren Bedienten aus meinem Zimmer zu zerren. Denn ich habe Grund zu glauben, daß sie darin ist."

„Der Teufel auch," sagte der andere, „das wäre eine schöne Geschichte. Linksum kehrt," sagte er zu seiner Rotte, und dann noch im Abmarschieren: „Grüßen Sie die Dame von mir und sagen Sie ihr meine Entschuldigung. Ich bedaure, daß ich sie gestört habe." Damit zog er ab, ein wenig verlegen, ob er es nicht doch noch büßen müsse. Denn seine Frau war die einzige Person — den König natürlich ausgenommen — vor der er Respekt hatte. Er hütete sich deshalb auch in den nächsten Tagen vor ihr die geringste Anspielung zu machen und war ihr dankbar, daß sie ebenso zart und delikat schwieg.

Der Herr von Monteauban aber brachte seinen Schützling noch in der gleichen Nacht über die Dächer in einen anderen Schlupfwinkel und schließlich in Sicherheit.

Aus Dankbarkeit, sagt man, habe er nicht lange danach der Frau von Meré seine Aufwartung gemacht, sie ebenso reizend gefunden wie ihren Mann abscheulich, und ihr deshalb sein Herz zu Füßen gelegt, das sie nicht verschmähte. Sie erfuhr sogar

zuletzt von dem Handel, in dem sie eine so hilfreiche Rolle gespielt und hatte die Gnade, nicht wenig darüber zu lachen, da es doch die Ursache zů ihrem nachträglichen Glück in den Armen des Herrn von Monteauban geworden war.

Die Rache des Verschmähten

Es ist eine alte Geschichte, daß es keine schlimmere Bestie gibt als den Menschen. Da auch die grausamsten Tiere ohne Vernunft sind, sind sie nicht imstande größere Bosheit zu ersinnen, als ihnen die im Guten wie im Bösen maßvolle Natur gegeben hat. Aber der Mensch hat gelernt, die Natur zu überwinden und zu übersteigern, im Guten vielleicht, im Bösen gewiß. Und nirgends ist er erfindungsreicher darin, als wenn das im Spiele ist, was er die Liebe nennt. Das erfuhr sehr zu ihrem Schaden eine Frau von Beaulieu, eine schöne, ehrenwerte und tüchtige Frau, die zur Zeit des letzten Valois mit ihrem Gemahl, einem Kapitän in königlichen Diensten, am Hofe von Paris lebte. Das heißt, sie selber ließ sich mit dem Hof und seinem Leben wenig oder gar nicht ein und vermied es überhaupt, an dem damaligen sittenlosen und ge-

wissenlosen Treiben in Paris irgendwie Anteil zu nehmen.

Sie stammte aus einem guten Hause in der Provinz, war eine einfache, reine und saubere Seele, der Liebe und ihrer Lust nicht mehr ergeben, als für die Ehe notwendig war, und gedachte so ohne viel Aufsehen und ganz in der Stille in dem Sumpf von Paris, in dem ihren Mann der Beruf festhielt, rein und unbeschmutzt zu leben. Ein gefährliches Unternehmen, wie sich bald zeigte. Wäre sie häßlich gewesen, so hätte es angehen mögen. Niemand hätte sie bemerkt und man hätte sie ungeschoren gelassen. Aber zu ihrem Unglück war sie mehr als hübsch, sie war schön, und ihre ruhige edle frauenhafte Art, ihr reines und unschuldiges Wesen waren ein Reiz mehr für die Kavaliere des Hofes, die freche, gewöhnliche und leichtsinnige Buhlerinnen täglich genug haben konnten, für die aber eine solche saubere und wie es schien wirklich keusche und gar nicht von der allgemeinen Hitze ergriffene Frau doppelt anziehend sein mußte. Die gute Dame war also von Verehrern umschwärmt wie ein Licht von Motten. Aber sie gab keinem Gelegenheit, sich an ihr die Flügel zu verbrennen und ihr näher zu kommen und brannte selber weiter in ruhiger schöner Klarheit und mit steil aufwärts gerichteter Flamme, an der kein Makel war. Sie zeigte, daß es gar nicht so schwer war, wie manche Frauen

meinten, die sich gerne als ein Opfer der allzu geschickten Verführer hinstellten, von allen Verführungskünsten unberührt zu bleiben. Sie hatte eine Art, die auch die Frechsten im Zaume hielt, und die auch die Geriebensten von vorneherein überzeugte, daß hier nichts zu machen sei. Und so dauerte es nicht lange, bis auch die Eifrigsten und Gierigsten ihre Bemühungen aufgaben und die Dame, die so offensichtlich von ihnen keine Notiz nahm, in Ruhe ließen. Es gab ja zynische Bemerkungen genug, mit denen man sich für ihre Kälte an ihr rächen konnte. Aber davon hörte sie nichts und wußte sie nichts, und das konnte ihr füglich gleichgültig sein.

Man hätte meinen sollen, daß der Mann einer solchen Frau zu den glücklichsten Sterblichen und jedenfalls zu den glücklichsten Ehemännern zu rechnen sei, aber das war er keineswegs. Der Herr Kapitän nämlich war ein eifersüchtiger Narr, und je weniger Grund er zu wirklicher Eifersucht hatte umso mehr umlauerte und verdächtigte er seine Frau in seinem Herzen. Aber auch das berührte sie wenig, und sie blieb gleichwohl ihrem Vorsatz und ihrem Wesen treu und nahm auch aus seiner Eifersucht keinen Grund zur Untreue, wie manche getan hätte. Dies nebenbei und zur Erklärung des Planes, den zuletzt einer ihrer Anbeter faßte, um sie zu vernichten.

Als es nämlich der Frau nach und nach geglückt war, alle Bestürmer und Versucher von ihrer Fährte abzulenken, blieb doch einer ihr immerzu auf den Fersen und wollte sich schlechterdings nicht abweisen lassen, ein Herr de la Rey, ein geriebener und abgebrühter Frauenjäger, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, diese uneinnehmbare Festung zu bestürmen, koste es, was es wolle, und der sich im Kreise seiner Kumpane schon des sicheren künftigen Sieges gerühmt hatte, indem er versicherte, Geschicklichkeit und Ausdauer hätten ihn noch immer zum Ziele geführt und würden es auch hier. Aber es sah nicht danach aus. Die Dame behandelte ihn wie alle anderen. Alle seine Versuche, die sehr ausgeklügelt und alt erprobt waren, die ich aber verschweigen will, um nicht weniger standhafte Damen zu gefährden, alle seine Liebes- und Verführerkünste prallten an ihr ab und berührten nicht einmal ihre Haut. Allen Gelegenheiten, die er herbeizuführen verstand, wußte sie zu entschlüpfen und blieb immer gleich kühl und unangreifbar, während er immer hitziger sich verrannte und schließlich in dies Marmorbild so vernarrt und verschossen war, daß er keinen Ausweg mehr zu sehen glaubte, daß er meinte sterben zu müssen, wenn er sie nicht gewinne. Er wurde also immer dringlicher und nun, da er sie wirklich liebte, auch immer gefährlicher. Aber es half ihm alles nichts.

Nun hätte ja die Dame sich vielleicht zu ihrem Gemahl flüchten und ihn um Hilfe gegen den zudringlichen Galan bitten können. Aber das widerstrebte ihr. Auch mußte sie fürchten, daß der Kapitän ihr, so unschuldig sie war, dennoch Szenen machen würde. Und vor allem, da sie ihrer selbst sicher war, glaubte sie auch keine Hilfe zu bedürfen in einem Kampf, der für sie gar kein Kampf, sondern nur eine Belästigung war.

Dies alles zog und zerrte sich so eine ganze Weile hin, und trieb den Versucher schließlich zur Raserei und in eine Art von Wahnsinn. Und dabei mußte er sich selber zuletzt wirklich gestehen, daß er unterliegen und niemals gewinnen würde, obgleich seine Liebe, wie er meinte, immer größer wurde. Als er dies einsah, fiel er erst in Verzweiflung und dann in eine grenzenlose Wut und in einen blinden Haß gegen die unschuldige Ursache seiner Leiden, und er beschloß einen letzten schlimmen Trumpf vor ihr auszuspielen. Als es ihm mit vieler Kunst wieder einmal geglückt war, sie alleine zu stellen, erklärte er ihr, daß er sie zwingen werde, ihm anzugehören, oder aber daß er sie ganz gewiß vernichten und in den Tod treiben würde.

Sie erwiderte ihm nur mit aller Verachtung, die eine solche Drohung hervorrufen mußte, er möge seiner Wege gehen, oder sie werde ihm ihre Reitpeitsche zu kosten geben. Und er sah, daß das keine

Redensart war, stürzte voll Haß davon, schwor ihr Rache und begann sie auch sogleich ins Werk zu setzen.

Auf die einfachste Weise, durch Andeutungen, leicht hingeworfene Worte, wußte er zunächst im Kreise seiner Genossen sich den Anschein zu geben, als sei er zum Ziel gekommen, als habe er die Festung wirklich eingenommen und seine Fahne auf ihre Zinnen aufgepflanzt. Überall wohin er kam und namentlich in Gesellschaften, in denen die Dame selbst zugegen war, gab er sich den Anschein größter, heimlicher Vertraulichkeit, die sie durch keine Kühle abzuschütteln vermochte, da man dergleichen ja für eine Kriegslist zu halten berechtigt war. Auch sonst nahm er alles wahr, was ihn in den Augen der Öffentlichkeit nach kurzer Zeit in den Ruf brachte, der erklärte und glückliche Liebhaber der Frau von Beaulieu zu sein. Er wußte es so einzurichten, daß man ihn immer in ihrer Nähe, auch in der Nähe ihres Hauses und immer zu solchen Stunden und in solchem Benehmen sah, wie es einem heimlichen glücklichen Liebhaber ansteht.

Natürlich erfuhr nach kurzer Zeit der Ehemann der Dame, der Kapitän, von dieser Sache und man kann sich denken, welche Szenen er seiner Frau aufführte, wie er sie belauerte, wie er tobte und, von Eifersucht ganz toll geworden, gar nicht auf ihre Beteuerungen hörte, so daß sie schließlich, zu

stolz, um auf seine grundlosen Beleidigungen und Drohungen zu antworten, schwieg und seinen Zorn mit derselben Gelassenheit ertrug, wie die Bewerbung des anderen. Wirklich man muß sie für eine Heldin halten, daß sie in solcher Lage ruhig und standhaft bei ihrem einmal eingeschlagenen Wege blieb, und man kann es ihr nicht übelnehmen, daß sie die Männer alle, die liebenden wie die eifersüchtigen, verachtete und nicht viel von einer Leidenschaft hielt, die sonst ganz vernünftige Menschen zu solchen Torheiten trieb. Es war ihr zumute, wie es einem Nüchternen unter lauter Betrunkenen zumute ist. Als ihr Mann gar anfing, sie mit seinem Degen zu bedrohen, blieb auch zu ihm wenig Liebe mehr in ihrem Herzen und man kann nun wirklich sagen, daß sie nur der eigenen Sauberkeit zuliebe jetzt ebensowenig daran dachte, sich in den Armen eines anderen zu trösten wie vorher. Aber das Leben war ihr zur Hölle gemacht, und soweit hatte der verschmähte Liebhaber also schon seinen Schwur erfüllt. Doch genügte ihm das keineswegs. Auf die Torheit des Kapitäns spekulierend, fuhr er in seinem grauenhaften Plan immer weiter fort und dachte in dieser Richtung noch einen Hauptschlag zu tun.

Er wußte von früheren Besuchen her im Hause der Beaulieus ziemlich Bescheid, wußte, wo die Gemächer des Herrn und die der Dame lagen, und

schlich sich also eines Abends, als der Herr von Beaulieu, wie er wußte, nicht zu Hause war, in einem unbewachten Augenblick in das Haus, die Treppe hinauf und geradeswegs in das Schlafzimmer der Dame, die noch in ihrem Boudoir war und von alledem nichts ahnte.

Er hatte nun keineswegs, wie man denken könnte, die Absicht, in dem Schlafzimmer die Dame zu erwarten und aufs neue zu bestürmen, da er von der Vergeblichkeit eines solchen Versuches von vornherein überzeugt war. Vielmehr benahm er sich, als er einmal in der Kammer war, sogleich so laut und ungeschickt, daß eine Dienerin, die er vorübergehen hörte, es bemerken mußte und natürlich eilig hinlief, andere Bedienten und auch den Hausmeister des Herrn von Beaulieu zu holen, die danach auch alle miteinander in das Schlafzimmer eindrangen, aus dem im gleichen Augenblick der Herr de la Rey, den sie alle kannten, wie ein entdeckter und verlegener Schleicher herauskam, freilich den Degen in der Hand, um sich gegen die Bedienten zu schützen. Sie wichen zurück, und er eilte die Treppe hinab und aus dem Hause, das übrige dem Teufel überlassend, der das Spiel auch sogleich in die Hand nahm.

Für die Bedienten und auch für den Hausmeister bestand nun kein Zweifel mehr, daß ihre Herrin mit dem Herrn de la Rey eine Liebschaft habe. Was

hätte er sonst in ihrem Schlafzimmer suchen sollen? Auf das Gute kommen die Menschen ohnedies nie, und erst recht nicht, wenn das Böse so greifbar nahe liegt wie hier. Sie schlichen also alle mit hämischen Gesichtern und Gedanken davon, sprachen vor ihrer Herrin, die sie für schuldig hielten, gar nicht von dem Vorfall, sondern wälzten jeder allerlei schöne Gedanken in ihrem Hirn, deren Kernpunkt immer der gleiche war: Trau einer diesen Heuchlerinnen und je heiliger sich eine anstellt, um so verderbter ist sie. Und die Kammerzofen dachten: so eine ist also auch nicht besser als unsereins und brauchte sich wirklich nicht so zu haben und anzustellen. Nur der Hausmeister hatte bitterere Gedanken. Er war ein alter Soldat und hatte unter dem Herrn von Beaulieu gedient und war für dessen Ehre empfindlicher als für die seine.

Alles dies warf der Teufel ins Spiel, und als Herr von Beaulieu spät in der Nacht heimkam, erwartete ihn sein Hausmeister und erzählte ihm zitternd und zornig, was er gesehen hatte. Er brauchte nicht viel zu sagen. Dem Herrn von Beaulieu drang das Blut in die Augen, der Verstand fuhr ihm aus dem Hirn und der Degen aus der Scheide. In wenigen Sätzen war er in dem Schlafzimmer seiner Gattin und durchbohrte sie, wie sie dalag, schlafend und nichts Böses ahnend. Er traf sie so gut, daß sie nicht einmal aufschrie, sondern sich nur

mit einem tiefen Seufzer ausstreckte und so, indessen das Blut aus ihrem Herzen floß, aus dem Schlaf sogleich in jenen tieferen Traum hinüberglitt, in dem es, wie wir hoffen, keine solche Leidenschaften mehr gibt, die Menschen zu Bestien und zu weit schlimmeren Raubtieren machen, als sonst unter der Sonne herumlaufen.

Ich kann nicht einmal den empörten Lesern versichern, daß zuletzt doch noch das Gute gesiegt habe. Im Gegenteil. Der Herr Kapitän, der sich den Gerichten stellte, wurde freigesprochen, weil man nach dem Zeugnis des Hausmeisters und der anderen Bedienten einen Ehebruch als erwiesen ansah. Herr de la Rey verschwand für einige Zeit aus Paris und Frankreich und begab sich, da er ein reicher Herr war, auf angenehme Reisen. Ja, nachdem nicht lange danach der Herr von Beaulieu in dem ersten Feldzug, in den er kam, gefallen war, kehrte Herr de la Rey, der gute Beziehungen zum Hofe hatte, sogar nach Frankreich und auf seine Güter zurück. Manche bedauerten ihn sogar, daß er die Geliebte auf eine so traurige Weise verloren, und erst als er in hohem Alter starb, erfuhr sein Beichtvater von ihm, welch eine teuflische Tat auf seinem Gewissen laste. Dieser, ein alter frommer Priester, verletzte soweit das Beichtgeheimnis, daß er die Geschichte als ein Zeugnis für die Gefährlichkeit und Niedertracht der menschlichen Leidenschaften heim-

lich aufschrieb. Erst lange nach dem Tode aller damals Lebenden wurde sie unter alten Papieren entdeckt, und so habe auch ich sie gefunden und hier wiedergegeben, als ein „document humain“, wie man sagt. Obgleich ich nicht weiß, was weiter daraus zu lernen ist, als vielleicht dieses, daß man der Eifersucht, als einer teuflischen Eigenschaft, Zügel anlegen soll. Denn daß sich die Damen etwa weniger hartherzig gegen ihre Liebhaber zeigen sollen, will ich keineswegs sagen. Solche rabiate und niederträchtige Burschen, wie den Herrn de la Rey, gibt es, wie ich hoffe, nicht mehr, und sie würden sich ja auch gewiß durch keine Lehren aus vergangenen oder gegenwärtigen Zeiten bessern lassen.

Wirksame Drohung

Der ganze Hof von Versailles lachte. Der König selber, Ludwig XV. lächelte. Seine Geliebte, die Marquise von Pompadour verzog den schönen Mund spöttisch, wenn die Rede darauf kam. Die jüngeren Hofdamen kicherten wie silberne Ministrantenglöckchen, die älteren platzten offen heraus wie alte Kuhschellen und die Kavaliere hielten sich den Bauch vor Lachen. Selbst die Kammermädchen und Kammerdiener, selbst die Friseure und Perückenmacher, die Kutscher und Jägerburschen, selbst die Bürger von Paris — doch halt, hier hatte das Lachen ein Ende. Denn es war zuletzt doch eine bürgerliche Angelegenheit, über die man lachte. Nur, daß sie einem Herzog passierte, das war schließlich auch für die Bürger und selbst die Bauern und Straßenkehrer lächerlich.

Der Grund der allgemeinen Fröhlichkeit aber war

dies: Der Herzog von Montmorency, einer der angesehensten Herren am Hofe, war verliebt, nein, vielmehr er liebte wahrhaftig und wirklich und offenkundig und so, daß man es nicht übersehen konnte — seine eigene Gemahlin, die Herzogin von Montmorency. Und um die Komik des Bildes vollständig zu machen: sie liebte ihn ebenso offenkundig, deutlich und glühend wieder. Kurz, sie gaben das Muster eines liebenden Paares, das die Dichter hätten besingen, die Maler für alle Zukunft abmalen müssen, wenn nicht dieser lächerliche Umstand gewesen wäre, daß dies liebende Paar ausgerechnet ein Ehepaar war. Das gab dem Ganzen etwas Unmögliches, etwas geradezu Geschmackloses, etwas Schimpfliches, Unschickliches und beinahe Unsittliches — verstieß jedenfalls gegen alle Hof- und Zeitsitte. Dergleichen überließ man den Bürgern und Bauern. Da mochten solche Verhältnisse im stillen und verborgenen gedeihen und ganz hübsch sein, aber man brachte sie nicht vor die Öffentlichkeit und gar vor die Augen des Hofs und des Königs selber. Ein Glück für den Herzog, daß man die Sache so komisch fand, sie so von der lächerlichen Seite nahm, sie hätte ihm sonst übel bekommen können.

Übrigens bekam sie ihm trotz alledem übel. Es ist kein Spaß, unfreiwillig der Gegenstand allgemeinen Vergnügens zu sein, überall zwinkernden Augen, mehr oder weniger verhülltem und doch un-

faßbarem Spott und selbst dem unverholenen Vorwurf lächerlicher Schwäche und Unmännlichkeit zu begegnen, womöglich sogar aus hohem und höchstem, oder, noch schlimmer, aus schönem und schönstem Munde.

Die Frau Herzogin, die sich weniger bei Hofe bewegte, ertrug das natürlich leichter. Auch hatte sie davon etwas wie einen seltenen Triumph, daß es ihr gelang, ihren Gemahl so zu fesseln. Für ihn aber hatte das Ganze doch etwas von Unterrockherrschaft und Pantoffeltum. Und da er in Wirklichkeit ein ganz tapferer, auch eigenwilliger und resoluter Herr war, ertrug er diesen Vorwurf am wenigsten. Dennoch war die Sache schwer zu ändern. Er liebte seine Frau in der Tat und konnte sich auch nicht verhehlen, daß sie es auch verdiente vor allen anderen von ihm geliebt zu werden. Sie war so schön, so geistreich, hatte einen so hübschen Mund, Haar, Augen, Glieder, ein so bewegliches kluges Wesen, wie es ihm gerade angemessen war. Sie war von frischester Natürlichkeit und schenkte ihm die bestgeartetsten Kinder, war in einem eine gute Mutter, Gattin, Geliebte, und in jeder Lage, in jedem Moment für ihn immer neu und reizvoll und eine beständige Freude. Es war ihm ganz unmöglich und unerträglich etwas anderes zu denken, als immer ihr Gatte und Geliebter zu sein. — Und aber dennoch! Diese verfluchte, diese schiefe Lage, in die ihn die damalige Sitte und Mode brachte!

Schließlich ist man doch dazu ein Hofmann, daß man sich auch ein wenig nach dem Hofe richtet. Und was bei irgendeinem Bürger und armen Adligen in der Provinz hingehen mochte, durfte er, der Herzog, nicht wohl nachmachen. Er beschloß also, um der sonderbaren Ausnahmestellung, die er einnahm, dem ständigen Anstoß, den er täglich gab, ein Ende zu machen, sich wenigstens vor der Welt und pro forma auch eine Geliebte, eine „Mätresse" zuzulegen, die er aber keineswegs zur Maitresse, zur Herrin seines Herzens zu machen dachte. Und da die ganze Sache eine rein praktische Überlegung war, besprach er sie ganz offen mit seiner Frau.

Aber da kam er schön an. Sie fühlte sich in ihrer Lage, wie gesagt, gar nicht so unwohl wie er und erklärte ihm rund heraus, daß sie gar nicht daran denke, sich auf solche formale Liebschaft nur irgendwie einzulassen. Man wisse ja nie, wohin das führe. Und ob er sich etwa ihrer zu schämen habe? Und stets schloß sie — sobald er nur irgend von ferne auf dergleichen Gedanken zurückkam — damit, daß sie ihn fragte: „Ja, liebst du mich denn nicht mehr?" worauf ihm denn keine andere Antwort blieb, als die Versicherung grenzenloser und unerschütterlicher Liebe, die er ja in Wirklichkeit auch empfand. Alle Versuche, ihr klarzumachen, daß es sich hierum ja gar nicht handle, und daß hier gar nicht der springende Punkt der Sache liege, miß-

langen. Und das verfängliche „Liebst du mich denn nicht?" schloß jede Diskussion mit einer unbedingten Niederlage des Herzogs, einer Flut von Küssen, Liebkosungen und neuer Verliebtheit.

So angenehm und hübsch das war, änderte es doch die Lage des Herzogs weiter nicht und auch nicht seine Empfindlichkeit gegen den Spott, dem er sich ausgesetzt wußte. Nichts ist ja gerade für einen ernsthaften empfindlichen Mann unerträglicher, als das Bewußtsein, in der Gesellschaft eine Art komischer Figur darzustellen. Und manche Dummheit ist von den Gescheitesten schon aus diesem Grunde begangen worden.

So kam auch der Herzog zuletzt auf einen Gedanken, der ihm zwar sehr klug vorkam, mit dem er sich aber nur noch schlimmer in die Nesseln setzte. Da es ihm nicht gelungen war, die Zustimmung seiner Frau zu dem verkappten Spiel zu erlangen, das er für ein Heilmittel hielt, so gedachte er es hinter ihrem Rücken einzufädeln und abzuwickeln, und meinte, sie würde schon nichts davon erfahren, wenn er es nur einigermaßen so schlau anfinge wie die andern Kavaliere, die ja auch hinter dem Rücken ihrer Ehefrauen dergleichen trieben, und nicht nur zum Spaß und der Ehre wegen.

Er begann also, ziemlich ungeschickt und in solchen Dingen unerfahren, einer damals in Paris sehr gefeierten Tänzerin, der berühmten Guimard,

14*

den Hof zu machen, sandte ihr Geschenke, lieh ihr seinen Wagen, erschien in der Oper in ihrer Loge und dergleichen, ließ sich überall da mit ihr sehen, wo zwar der Hof und das Publikum es bemerken mußten, aber nicht seine Frau, und gedachte so, indem er es wie alle machte, endlich dem allgemeinen Spott und der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entgehen. Aber darin hatte er sich getäuscht. So seltsam ist die Welt. Als er nun das zu treiben schien, was man lange von ihm verlangt hatte, fand man eben dies wieder an dem bisher so braven Ehemann komisch und belachenswert, und ganz Paris und der Hof sprachen von nichts anderem, als von der plötzlichen Untreue des getreuen Herzogs. Und war er vorher der Mittelpunkt der öffentlichen Heiterkeit gewesen, so war er es nun erst recht.

Natürlich dauerte es gar nicht lange, bis auch die Herzogin von der Geschichte erfuhr und sie — ebenso natürlich — bitter übel nahm. Sie wurde plötzlich sehr kühl gegen ihren Gemahl und ließ ihn fühlen, daß sie wisse, was er treibe. Er aber hielt es für einen Ehrenpunkt, nun nicht etwa sogleich zu Kreuze zu kriechen, wie er im Herzen gerne getan hätte, sondern meinte, es müsse nun einmal durchgehalten werden, und er sei das seiner Männlichkeit schuldig. Wer weiß auch — selbst liebende Männer sind manchmal unberechenbar und die Reize einer Tänzerin stehen ja außer allem Zweifel — es

könnte also wohl sein, daß der Herzog sich ein wenig in die Fäden seines eigenen Gespinstes verheddert hatte. — Jedenfalls glaubte die Herzogin dergleichen zu bemerken, und je fester sie im Grunde seiner und ihrer eigenen Liebe gewiß war, umso frischer und unmittelbarer war ihr Zorn. Sie beschloß also, dem Spiel keineswegs zuzuschauen, sondern vor aller Welt, vor der es ja auch gespielt wurde, ein paar gewichtige Worte dazu zu sagen.

Sie erschien demnach eines Abends in einer Loge der Oper, vorbedachterweise der der Tänzerin gegenüber, in die sie eine ganze Reihe Bekannter und Verwandter, soviel eben Platz fanden, geladen hatte, als Zuschauer für das Stück, das sie hier aufzuführen dachte. Sie hatte dies alles aber so heimlich veranstaltet, daß ihr Gatte, der ihre Abneigung gegen die Oper, die sie stets gezeigt, kannte, sie durchaus nicht dort vermutete, und daher plötzlich ganz unbefangen in der Loge seiner Tänzerin erschien, sich auch gar nicht verborgen hielt, da er hier ja gesehen werden wollte, wenn auch nicht von der, die ihn nun sah, und die sogleich einen Boten zu ihm sandte mit der Bitte, sich doch einmal zu ihr zu bemühen. Der Herzog kam sogleich, ein wenig verlegen, ehrlich überrascht und sehr freundlich herein und wollte seiner Gemahlin die Hand reichen. Aber die Herzogin richtete sich sehr hoheitsvoll — es stand ihr vorzüglich — vor ihm auf

und sagte so laut, daß jeder der Anwesenden Wort für Wort vernahm: „Mein Herr, ich bin Ihnen immer, wie Sie wissen, eine treue und ergebene Gattin gewesen. Aber bauen Sie nicht allzu fest darauf und lassen Sie sich hiermit von mir warnen. Wenn Sie mir jemals wieder solche Beleidigungen zufügen — Sie wissen wohl, was ich meine — so denken Sie daran, daß Sie ohne mich niemals in der Lage sein werden, Montmorencys zu machen, daß ich aber es sehr wohl kann und dazu keineswegs Ihrer Beihilfe bedarf. Und seien Sie überzeugt, daß ich von dieser Kunst auch Gebrauch machen werde, wenn Sie mir weiter Grund dazu zu geben wagen." —

Hier läßt mich leider der Chronist, dem ich dies Geschichtchen verdanke, im Stich. Die Antwort des Herzogs auf eine so überzeugende Sprache ist der Nachwelt nicht aufbewahrt worden. Aber es kann ja auch sein, daß auf diesen schlagenden und unwiderleglich richtigen Ausspruch gar keine Antwort möglich war. Und daß der Herzog das Gescheiteste tat, was in solcher Lage ein verblüffter und doch liebender und verliebter und geliebter Gatte tun kann, daß er nämlich seiner schönen erzürnten Gemahlin den Arm bot, den Anfang des Theaterstückes nicht weiter abwartete, sondern sogleich mit der Geliebten heimeilte und ihr bewies, daß sie keinerlei Grund habe, die Montmorencys aus einem

anderen Brunnen als dem in jeder Hinsicht dazu legitimierten zu schöpfen.

Jedenfalls zog sich das Paar bald darauf ganz vom Hofleben zurück und verbrachte ein glückliches und zufriedenes Leben, fern von Hof und Hauptstadt auf den Gütern, die die Montmorencys in der Provinz besaßen. Und hier sind sie auch, umgeben von zahlreichen Kindern und Enkeln, die ihnen alle, wie man sagt, aus dem Gesicht geschnitten waren, kurz vor der großen Revolution gestorben und begraben worden.

Die Büchse der Pandora

Es ist für uns Kinder einer späten, nun unversehens sogar republikanischen Epoche eine in ihrem Wesen eigentlich ganz unvorstellbare Zeit, in die diese kleine Historie führt, die Zeit der absolutistischen französischen Könige, der unumschränkt regierenden Ludwige, die wieder ihrerseits ebenso unumschränkt von schönen Frauen regiert wurden. Selbstverständlich haben wir, wie alle Enkel, es viel weiter und jedenfalls doch dahin gebracht, daß die Fäden der Politik und die Zügel des Weltenschicksals nicht mehr in den Händen vielgeliebter Kurtisanen liegen. Ob sie damit in bessere und geschicktere Hände geraten sind, ist eine Sache für sich. Immerhin ist das Weltenfuhrwerk und seine Fahrt nicht mehr von so kleinen wertlosen Dingen abhängig, die im Kopf einer Frau manchmal Be-

deutung und damit, wenn sie einige Macht hat, weltumwälzenden Einfluß gewinnen können. Obgleich auch heute manche meinen, die Dinge, um derentwillen die Menschen sich befehden, hassen und töten, seien am Ende oft genug auch nicht viel mehr wert, als der zierliche Gegenstand, der zur Zeit des fünfzehnten Ludwig und seiner Geliebten, der bekannten Marquise von Pompadour, die Beziehungen zwischen England und Frankreich so ernsthaft trübte, daß es zu einem Kriege kam.

Die Gelehrten werden freilich nicht faul sein und den Dichtern und Fabelerzählern gewichtigere Gründe für jene Streitigkeiten entgegenhalten. Aber man urteile selbst, ob nicht mit der Geschichte, auf die ich anspiele, eigentlich alles genügend erklärt ist.

Man muß also zunächst im Auge behalten, daß die schöne — alle behaupten, daß sie schön war; ich muß aber für diesen Umstand, wie für alle folgenden, den ehrenwerten Kapitän Grunow, der bekanntlich einer der wahrheitsliebendsten Anekdotenerzähler jener Zeit war, die Verantwortung überlassen, und will mich damit auch gegen jede historische Kontroverse gesichert haben. — Also man muß zunächst wissen, daß die schöne Marquise von Pompadour mit ihren schönen Händen und sonstigen Gliedmaßen völlig und in jedem Sinn den allerheiligsten König Ludwig XV. regierte, so wie dieser

von sich aus und von Gottes Gnaden das schöne Frankreich, und daß man also, kraft der Übertragung, mit einigem Recht sagen konnte, daß die Marquise Frankreich regiere. Ähnlich lag die Sache in England, nur daß es dort die Herzogin von Norfolk war, die auf dem Umwege über den König Georg England und seine wertvollen Dependenzen gängelte, nur etwas versteckter und vorsichtiger, als die Pompadour, wie es sich in einem Lande ziemte, das im Absetzen und selbst im Köpfen von Königen schon eine Vergangenheit und nicht erst eine Zukunft hatte.

Diese Herzogin von Norfolk hatte nun außerdem und nebenbei, anstandshalber und namenshalber einen Gemahl, eben den Herzog von Norfolk, der natürlich auch seinen Vorteil aus der hohen Stellung seiner Gemahlin zog, und so eines Tages in irgendeiner wichtigen Gesandtschaft, oder auch nur auf einem fröhlichen Festlandbummel nach Paris kam, als gerade ausnahmsweise einmal Frieden zwischen Frankreich und England war. Und er amüsierte sich an dem französischen Hofe nicht schlecht. Er hatte sogar das Glück, der allmächtigen Frau Marquise ganz ausnehmend zu gefallen und man sagte ihm die zärtlichsten Beziehungen zu ihr nach. Was ich aber nach genauer Betrachtung der folgenden Geschichte nicht glaube. Denn wie hätte er sonst die unschuldige Frage stellen können, die er eines

Tages, als er mit vielen anderen Höflingen nach der Sitte der Zeit dem Lever der Dame beiwohnte, an eine ihrer Kammerfrauen tat?

Während bei dieser Haupt- und Staatsaktion Dienerinnen und Friseure sich bemühten, der Marquise, die im zierlichsten Nachtgewand dasaß, mit Haarmachen, Pudern und allen Feinheiten der Toilette die Schönheit zu geben, die sie so unwiderstehlich machte, trieb sich der Herzog, der sich den morgendlichen Aufbau solcher hohen Damen wohl schon oft genug angeschaut hatte, unauffällig im Zimmer herum und musterte alles. Plötzlich entdeckte er in einer Ecke auf einem kleinen Postamente einen ihn schon aus der Entfernung lockenden reizenden kunstvollen Gegenstand. Er schlängelte sich näher und sah vor sich eine Vase, eine Schale, eine Dose aus gediegenem Gold mit einem Deckel aus dem gleichen Metall, gekrönt von zierlich ineinander verschlungenen Amoretten. Auf dem Bauch des niedlichen Möbels prangte groß und stattlich das ziemlich neugebackene Wappen der Pompadour.

Der Herzog beschaute das Ding von allen Seiten, tippte leise mit dem Finger daran, aber kam nicht recht dahinter, wozu es dienen und was es sein möchte. So machte er sich an eine Kammerfrau und fragte sie leise, was das wäre, und erhielt ebenso leise eine deutliche und eindeutige Auskunft,

so daß er ganz betreten noch einmal nach der Sache hinschaute und dann bald hinausschlich.

Der Kammerfrau entging seine ganz unfranzösische und geradezu bürgerliche Verlegenheit nicht. Sie machte schnell eine Gefährtin darauf aufmerksam, und beide kicherten so herzlich hinter dem Herzog her, daß auch die Marquise aufmerksam wurde, sich den Kasus erzählen ließ und gleichfalls fröhlich über den Engländer lachte. Sogleich beschloß sie, dem Ganzen noch eine weitere heitere Folge zu geben und ließ von ihrem Goldschmied aus gleichem Stoff und in gleicher Form genau so ein Gefäß anfertigen, aufs zierlichste geschmückt und auf der einen Seite mit dem Wappen der Norfolks als der künftigen Besitzer, und auf der anderen mit ihrem eigenen als dem der Spenderin versehen. Und da der Herzog inzwischen auf einer Reise nach Deutschland Paris verlassen hatte, sandte sie ihm das Präsent als ein freundliches Gastgeschenk an seine englische Adresse.

Das zierlich gehenkelte Gefäß reiste also ganz harmlos und doch, wie sich später herausstellte, innerlich angefüllt mit Unheil nach Norfolks Schloß, wo der Herzog, der Aufklärung hätte geben können, nicht anwesend war, aber die Herzogin. Sie besah das Gefäß von hinten und von vorn, beklopfte und befühlte es, fand es reizend und auch wertvoll genug und nahm es jedenfalls freudig unter ihre Geräte auf und schrieb der freundlichen Spenderin ein herz-

liches Dankesbriefchen, worauf die Geschäfte derer, die an einem guten Einvernehmen zwischen Frankreich und England ein Interesse hatten, einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Einige Wochen nach diesem kam der Herzog aus Deutschland zurück, eben an einem Tag, als der König geruhte ihm und seiner Gemahlin, oder seiner Gemahlin und ihm einen Besuch zu machen. Alles wurde, wie sich versteht, königlich hergerichtet, vor allen Dingen die Tafel, an der man zu speisen dachte.

Nun kannte man damals die heutige Art Speisen herumzureichen, die „mode à la Russe“, noch nicht, sondern stellte, wie es noch heute die Bauern tun, die gefüllten Schüsseln mitten auf den Tisch und jeder lud davon so viel ihm behagte auf seinen Teller. So geschah es auch hier. Die Tafel wurde gerichtet. Die Gäste gerufen. Man kam und nahm Platz. Nur der Herzog blieb, zur Bild- oder Salzsäule versteinernd, vor seinem Stuhl stehen und stierte auf das mitten auf der Tafel glänzende und als köstliche Suppenterrine verwendete goldene Gefäß, erkannte es sogleich wieder und war nicht klug und geistesgegenwärtig genug, den Namen des goldenen Topfs hinter den Zähnen zu behalten. „Aber,“ sagte er, „das ist ja der —“ und er sagte, was es war — „der Marquise von Pompadour.“

Der Deckel von der Büchse der Pandora war

damit herabgenommen. Das Schicksal ging seinen Lauf. Die Herzogin von Norfolk hielt den Scherz für eine böse, absichtliche Beleidigung. Der König, der ja selber Zeuge gewesen, konnte sich den überzeugenden Gründen ihres Zornes nicht verschließen. Kurz, die freundlich gesponnenen Fäden zwischen Frankreich und England waren mit einem verfänglichen Wort zerschnitten. Nicht lange danach war wieder Krieg zwischen den beiden Ländern. Heere verbluteten. Dörfer und Städte wurden verwüstet. Und die Franzosen verloren in diesem Krieg ihre ganzen nordamerikanischen Kolonien. Mit Recht! Da sie zweifellos in der Person ihrer hohen Regentin doch leichtsinnig den ersten Anstoß zu diesem Krieg gegeben hatten. Das wußten und ahnten sie freilich nicht. Wie die Völker die wahren Gründe zu ihren Metzeleien ja nie erfahren werden, wenn sie noch so genau danach forschen. Sie suchen es immer im Großen, weil sie meinen, große Ereignisse müßten große Ursachen haben, und haben keine Ahnung von den kleinen gefährlichen Pandorenbüchsen, in denen die Götter den Menschen das Unheil zu senden lieben.

Übrigens, um die Geschichte ganz abzuschließen, war die Herzogin von Norfolk, die einen haushälterischen Sinn hatte, klug genug, das kostbare Gefäß nicht etwa zurückzusenden. Sie führte es nur seiner wahren Bestimmung zu. Und in diesem Dienst

blieb es noch lange ein Kleinod des Norfolker Hauses, das namentlich, wenn königlicher Besuch kam, seine vorbestimmte Verwendung fand. Später kam es bei einem Ausverkauf in den Besitz eines Museums, das es noch heute zu seinen kostbarsten Schätzen zählt.

Die Prinzessin auf dem Esel

Man sollte eigentlich keine Geschichten nach dem Leben erzählen. Was ein Dichter noch so Tolles erfindet, hält sich doch immer irgendwie in der Gegend der Wahrscheinlichkeit. Aber das Leben übertreibt. — Und dann gibt es in ihm Augenblicke, peinliche, unmögliche Zufälle, deren Erfindung niemand einem armen Schriftsteller verzeihen würde. Wenn also im folgenden ein solcher Augenblick vorkommt — man wird ihn schon bemerken — so möcht ich von vornherein entschuldigt sein. Man klage das Leben an, das ihn herbeiführte, wahrhaftig herbeiführte — wo, sage ich nicht! — aber vor meinen Augen. Alles übrige ist freilich weniger unwahrscheinlich und meine Erfindung, das Ganze ein Spaß, wie es viele gibt.

Es war also einmal eine Prinzessin. Sie lebte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an

einem der kleinen Fürstenhöfe in Deutschland. Ihr Vater, Durchlaucht und absoluter Regent seines zierlichen Reiches, hatte nur dies eine Kind. Ihre Mutter war früh gestorben und so wuchs die Prinzessin Amalie Sophie in der Obhut einiger ältlichen Hofdamen heran, war ein zartes allzu wohlbehütetes Kind mit einem Köpfchen aus Porzellan, einer Haut aus Seide und einem Herzen, empfindlich wie das Kraut Rührmichnichtan. Mit ihrem vierzehnten Jahr begann sie an Migräne nud Vapeurs zu leiden und den linken Winkel ihres hübschen Mundes nach unten zu ziehen. Sie lernte leicht und geschwind einige Sprachen — das Deutsche nur unvollkommen — und betrachtete im übrigen das ganze Leben und das am Hofe ihres Vaters im besonderen mit so gleichgültigen und gelangweilten Mienen, daß ihr Gesichtchen stets wie von einem nur schlecht unterdrückten Gähnen verzerrt schien. Mit ihrem zwanzigsten Jahr war es dahin gekommen, daß niemand am Hofe sich mehr erinnerte, jemals ein Lachen oder sonst ein Zeichen von Fröhlichkeit bei der Prinzessin gesehen zu haben. Alle Kunst der aus Nähe und Ferne herbeigerufenen Ärzte, Kurpfuscher, Gaukelnarren und Witzbolde versagte. Die Prinzessin versank immer tiefer in Schwermut und düsteren Weltschmerz. Ihrem Vater, einem fetten, behaglichen und fröhlichen Herren, der es hinter seinen Wein-

flaschen und auf seinen Jagdfesten laut und lustig genug trieb, war das Wesen seiner Tochter ganz unverständlich und unleidlich. Wenn er in ihre Nähe kam, fror ihn und wenn alle seine Späße und Bemühungen, sie auch nur zu einem Lächeln zu bringen, vergeblich blieben, war er nicht weit davon, zu glauben, daß seine Tochter behext und verzaubert sei, wie jene Prinzessin im Märchen, die das Lachen verlernt und die nur dadurch erlöst werden konnte, daß sie einmal — herzhaft und von der Leber weg — zum Lachen gebracht werden konnte. Es ist bekannt, daß der König in jenem Märchen seine Tochter dem verspricht, der dies Kunststück zuwege bringt, und daß es nachher natürlich ein Schweinehirt ist, der Prinzessin und Königreich gewinnt. Soweit ging nun der Fürst in seinen Verheißungen nicht, aber er hätte doch demjenigen gerne Gott weiß was gegeben, der sein Kind nur einmal zum Lachen gebracht hätte. Alles übrige, dachte er, würde sich dann schon finden, wenn die Nußschale nur erst einmal an einer Stelle aufgesprengt sei. Aber eben zu diesem einen Lachen war die Prinzessin nicht zu bringen. Sie saß und blieb eingefroren in ihrer Hülle von Melancholie und Verachtung der Welt, starrte in das Leben als wäre es ein Essigtopf und zog den Mund immer schiefer, als wäre sie eine Froschkönigin. Zuletzt kam jemand auf den gescheiten Gedanken, das Fräulein

auf Reisen zu schicken und zwar möglichst weit nach Süden, vielleicht daß die wärmere Sonne sie auftaue.

Zwei hübsche solide Reisewagen wurden zurecht gemacht. In dem einen nahm die Prinzessin und ihre Haushofmeisterin, eine Gräfin von Harthausen, Platz, in dem anderen als Reisemarschall ein Herr von Kalb und die Koffer, die außen an dem Wagen nicht Platz gehabt hatten. Auf dem Bock saßen je ein Kutscher und ein Diener. Es war also nicht gerade ein sehr fürstlicher, aber doch ein bequemer Aufzug, eben recht für eine Reise, die man inkognito zu seinem Vergnügen und nicht zum Besuch fremder Höfe unternahm. Die kleine Karawane schlängelte sich in behaglichen Tagereisen an einem Wald von Grenzpfählen vorüber vom mittleren in das südliche Deutschland, ins Schweizerische und schließlich auf halsbrecherischen Pfaden in die italienische Ebene hinab, über den Po hinüber und am Ende sogar nach Florenz und Rom. Es war für die Harthausen und den Herrn von Kalb eine ganz lustige und lehrreiche Fahrt. Sie hatten ihre rechte Freude an all dem Neuen, was sie sahen, und an dem heiteren Volk, unter das sie nun geraten waren. Sie schlugen sich mit pfiffigen Wirten und diebischen Hausknechten, mit kleinen frechen Zimmermädchen und groben Grenzwächtern herum, daß es eine Freude war und hätten wirklich den guten

15*

Einfall einer solchen Reise segnen mögen, wenn nur ihr Hauptzweck auch irgendwie wäre erreicht worden. Aber es geschah nichts dergleichen. Die Prinzessin blieb wie sie war, saß gelangweilt und melancholisch in ihrem Wagen bei Regen und Sonnenschein, stierte gelangweilt und melancholisch auf die Höhen und Schluchten der Berge wie auf die Straßen der Städte, ging mit herabgezogenem Munde durch Kirchen und Galerien, über den Fleisch- und über den Fischmarkt, und sah dem Polichinell mit derselben Gleichgültigkeit zu wie dem großen Tragöden oder dem Priester, der in dem prunkvollen Dom seine Verbeugungen machte.

Als ihre Begleiter merkten, daß sie die Prinzessin wahrscheinlich ebenso nach Deutschland zurückbringen würden, wie sie sie hergebracht hatten, wollten sie verzweifeln. Der Haushofmeisterin begann der süße Vin Santo bitter zu schmecken und der Reisemarschall trank mehr Chianti denn je, um nicht etwa auch noch maulhenkolisch zu werden.

Als man sah, daß auch in Rom, wo so viele Schmerzen geheilt werden, eine Hilfe für diese Krankheit nicht zu finden und die Stadt also wohl noch nicht südlich genug gelegen sei, machte man sich auf den Weg nach Neapel. Aber auch hier änderte sich das Wetter auf dem Gesichte der Prinzessin nicht. Nach einigen Tagen schlug der Marschall einen Besuch des Vesuv vor, der damals gerade

in Mode gekommen war. Er erwartete zwar von dem Anblick dieses rauchenden Berges auch nicht gerade eine Heilung seiner Patientin, wollte aber für sich und die Gräfin aus der Reise doch soviel wie möglich herausschlagen. Man fuhr also in einigen leichten Wägelchen bis an den Fuß des Berges in eins der kleinen schmutzigen und verstaubten Nester, die dort liegen. Als die Wagen hielten, drängten sich die Burschen mit ihren kleinen flinken Eseln heran und erboten sich, die Herrschaften bis auf die Höhe, soweit man nur kommen könne, hinaufzuschleppen. Der Marschall und die Haushofmeisterin hielten es für unter ihrer Würde und ihrem Alter nicht angemessen, sich auf ein solches Grautier zu setzen. Für die Prinzessin aber, die man zu überanstrengen fürchtete, mietete man einen Esel, setzte sie darauf und zog los. Der Weg ist oft genug beschrieben worden. Man steigt aus den Dörfchen und ummauerten Gärten hinauf, kommt an einigen Gehöften vorüber, genießt wenig Schatten und viel Sonne und gelangt schließlich in eine steile unwirtliche Gegend, wo der Weg nur noch ein schmaler Geröllpfad ist, oft an steilen Abhängen entlang und unter höheren Felswänden hinführt, indessen von oben her schon der Geschmack der rauchigen Luft die Lungen bedrängt.

Man stelle sich zum besseren Verständnis des folgenden einen Augenblick die kleine Karawane vor

Augen. An der Spitze ritt auf ihrem flinken kleinen Eselhengst die Prinzessin, natürlich nicht im Damensattel. Hinter ihrem Tier lief ein brauner, barfüßiger, schwarzhaariger Bursche, der mit einer Gerte von Zeit zu Zeit dem Esel eins über die Haut zog. Doch war es ein übermütiges und lustiges Tier, das wacker ausgriff und die leichte Last der Reiterin wie ein Nichts auf dem Rücken hinschleppte. Erst einige zwanzig bis fünfzig Schritte hinter diesen marschierten die Gräfin und Herr von Kalb, beide noch gut zu Fuß, aber doch ein wenig schnaufend und zuweilen stehenbleibend, einen Blick über das Land hinabzutun, das wie ein Garten Gottes in bunter Helle zu ihren Füßen lag und wohin die Prinzessin kaum einen Blick warf. Zehn Schritte hinter der Haushofmeisterin und dem Marschall kamen dann noch die beiden Diener und trugen einigen Proviant, den man nach überstandenen Strapazen an der Höhe des Berges einzunehmen dachte.

Der Weg wurde immer schlechter und beschwerlicher. Eben führte er um einen Felshang herum, nicht gerade sehr breit, indessen rechts hinab ein steiler Geröllabfall in ziemliche Tiefen stürzte. Die Nachfolgenden hatten die Prinzessin, die um eine Weg- und Felsbiegung geritten war, aus den Augen verloren, da hörten sie plötzlich einen lauten, weithin widerhallenden Schrei, den sie sogleich als das Trompeten eines Esels erkannten, dann aber auch

menschliches Rufen und Hilfeschreien. Sie liefen nach, was sie konnten. Aber ehe sie noch um die Ecke bogen und nun sahen, was sich da begeben hatte, hörten sie ein lautes silbernes Gelächter sich entgegenflattern.

Es war aber in der Eile folgendes geschehen. Als die Prinzessin auf ihrem Eselein um die Ecke gekommen war, stand plötzlich dicht vor oder schon fast neben ihr ein anderer kleiner Esel, der vom Berg herabkletterte, indessen sein Führer, auch ein solch junger brauner Bursche, ein wenig hinter ihm herschlenderte. Zum Unglück, oder zum Glück, wie man will und je nach dem Standpunkt, war dieser Esel eine Eselin, was denn auch der Esel der Prinzessin, der wie gesagt ein munterer Hengst war, sogleich heraus hatte. Da der Weg, wie gleichfalls gesagt, eng war, mußte er ja auch ziemlich dicht an ihr vorbei, so dicht, daß es für sein fröhliches Naturell allzu dicht wurde und er, der schon im Begriff gewesen war, sich langsam an dem hübschen Tierchen entlang zu schieben, plötzlich berauscht von der allzu verlockenden Nähe, alle gute Erziehung vergaß, vorausgesetzt, daß er dergleichen überhaupt je genossen hatte. Jedenfalls machte er, indessen die Prinzessin sich voll Angst vor dem Abgrund krampfhaft an seinen Zügeln festhielt, auf dem allzu engen Wege rasch eine energische Wendung, stieß den Kriegs- und Liebesruf seines Stammes aus

und brachte mit einem zielsicheren besitzergreifenden Satz die Eselin dahin, wohin sie offenbar gar nicht ungern kam. Ein Glück nur, daß sie, sich der Gefährlichkeit der Lage bewußt werdend, standhielt wie eine Mauer. Kurz, die Haushofmeisterin und der Marschall, die in diesem Augenblick um die Ecke gerannt kamen, sahen vor sich einen doppelköpfigen und achthufigen Esel und oben auf diesem Fabelwesen in ziemlicher Höhe — jetzt abzuspringen wäre Sache eines beherzten Mannes und nicht einer jungen Dame gewesen — das verdutzte und dann plötzlich auftauende und in einem unbändigen Gelächter übermütig aufflammende Gesicht der Prinzessin. Die beiden Hüter der Esel lagen am Boden, wälzten sich wie Unsinnige herum und lachten, wie nur solche törichten frechen Burschen lachen können.

Genug davon. Man weiß nun bei welcher Gelegenheit und dank welch gnädigem Zufall die Schale, die um das Herz der Prinzessin gefroren war, zersprang und vom Lachen aufgerissen wurde. Die merkwürdige Lage selbst entwirrte sich erst nach einiger Weile, als eine Tracht Prügel den tapferen Esel davon überzeugte, daß es für heute genug sei. Die Haushofmeisterin setzte all dem das ernsteste und gelassenste Gesicht der Welt entgegen. Der Herr von Kalb verschwand eine Weile mit den beiden Bedienten um die Ecke und hielt sich den Bauch vor Lachen. Die Prinzessin aber, sowie sie

von ihrem hohen Sitz herabkonnte, sprang leichtfüßig die letzte Höhe, die man noch zu erklimmen dachte, hinan, breitete die Arme aus und rief: „Wie paradiesisch!" Sie meinte das zu ihren Füßchen liegende Land, das denn auch prächtig genug in die blaue silberrandige Meerflut hinabstürzte.

Als der Herr von Kalb und die Frau von Harthausen sehen durften, daß die Fröhlichkeit ihrer Gebieterin auch in den nächsten Tagen nicht nachließ, vielmehr immer wieder wie an einem lustig flackernden inneren Flämmchen sich entzündete und über das ganze Gesicht schlug, da segneten sie ihren Einfall, nach Neapel zu gehen und den Vesuv zu erklettern, segneten das ganze Land mit seinen Ölbäumen und Zypressen, seinen Bergen und engen Bergwegen, seinem schwarzhaarigen lustigen Volk und seinen fröhlichen stimmgewaltigen Eseln — vor allem seinen Eseln. Sie blieben ein paar Wochen und zogen dann erheblich leichteren Herzens nordwärts, immer besorgt, daß sie die Prinzessin auch bei Laune erhielten und mit diesen fröhlichen Augen vor das Gesicht ihres Vaters brächten, wofür sie sich keinen geringen Dank erwarteten. Es kamen ja Rückfälle. Die Prinzessin wurde merklich stiller, je weiter man nach Norden kam. Immer kann auch der Mensch nicht fröhlich sein. Aber fröhliche Anlässe wußte sie stets zu genießen und das einmal aufgetaute Herz machte keine Anstalten, wieder zuzufrieren.

Dennoch hatte Herr von Kalb so seine Bedenken über die Dauer der Heilung, namentlich wenn er an die ältlichen Hofdamen dachte, in deren alleinige Obhut er nun die Prinzessin wieder abliefern sollte. Deshalb nahm er eines Tages, als eben die Türme der Residenz in der Ferne vor den Reisenden aufstiegen, die Haushofmeisterin auf die Seite und sagte unter einigem anderen: „Man müßte, liebe Freundin, Seine Durchlaucht den Fürsten dahin bringen, daß er in Anbetracht dessen — na, Ihr wißt schon — einige Esel aus Italien herüberholen läßt." Die Haushofmeisterin sah ihn groß an und sagte: „Als ob es deren hierzulande nicht genug gäbe!" — „Aber nicht von der flinken Sorte," sagte der Herr Baron. „Esel," sagte die Haushofmeisterin in einer Deutlichkeit, zu der ihr alte Beziehungen ein Recht gaben, und wandte sich ab. Nach ihrer Rückkehr aber hatte sie sogleich eine längere geheime Unterredung mit dem Fürsten, und schon wenige Wochen darauf wurde die Prinzessin mit dem Prinzen eines befreundeten Hauses verlobt und nicht lange danach verheiratet. Sie wurde eine glückliche Frau und Mutter, die keine überflüssige Traurigkeit und Maulhängerei in ihrem Hause duldete und deren silberhelles fröhliches Lachen ein Jahrzehnt lang weithin berühmt war.

Zu späte Liebe

Die Fürstin von Talmont war, wie man weiß, eine der vertrauten Freundinnen der Marie-Antoinette. Aus einem alten vornehmen Hause stammend, hatte sie von Jugend auf in der Luft von Paris und am Hofe gelebt, wie man dort eben lebte, leicht, fröhlich und das Dasein genießend mit allen Organen, die einem dazu gegeben waren. Mit fünfzehn Jahren hatte sie ihre erste Liebschaft, die eine ganz rührende kleine Geschichte war, da es sich nur um einen gewöhnlichen Edelmann handelte, den schließlich die Verzweiflung darüber, daß er das schöne Kind nie zu seiner Frau gewinnen könne, auch die Drohungen ihrer Familie und die Unmöglichkeit, die er in sich fühlte, ohne die schöne Diane zu leben, dazu trieb, sich selber zu töten. Woraufhin Diane auch zu sterben beschloß und wirklich ein Jahr lang streng bewacht werden mußte. Später

hatte sie sich besser in der Gewalt und nahm diese Herzensangelegenheiten, deren sie bald mehr wie genug hatte, nicht mehr so ernst.

Sie war es, die nach dem gewaltsamen Tode eines ihrer Liebhaber, den der König hatte beseitigen lassen, weil man ihn einer Verschwörung für schuldig hielt, am nächsten Tage freundlich und fröhlicher denn je und fast ausgelassen im Salon der Königin erschien, um so offen zu zeigen, daß sie an jener Verschwörung nicht den geringsten Anteil gehabt habe, wie man ihr schuld gab und wie es auch wirklich war. Aber sie schlug durch die Gleichgültigkeit, mit der sie den Tod ihres Freundes aufnahm, allen Verdacht geschickt nieder und ließ es sogar zweifelhaft erscheinen, ob jener wirklich ihr Freund gewesen. Denn jeder kannte sie als eine temperamentvolle und leicht zu Tränen und Gelächter gerührte Dame, der man so viel Beherrschung nicht zutraute, wie sie damals zeigte. Niemand freilich wußte, daß sie in der Stille um so wildere Schmerzen litt und die Nächte durch weinte. Genug, daß sie vor der Öffentlichkeit standhaft blieb und Ruf und Ehre rettete.

Sie war es auch, die eines Tages der Marquise de Cabris allen Ernstes eine Pistolenforderung auf den Hals schickte, und die fähig gewesen wäre, sich auch wirklich für einen Liebhaber zu schießen, den die Marquise ihr ausgespannt hatte, wenn die Pom-

padour sich nicht ins Mittel gelegt und veranlaßt hätte, daß die Sache verboten wurde.

Sie war es ferner, die mit zwanzig Jahren dem Prätendenten von England so den Kopf verdrehte, daß er nur mit Gewalt aus Paris und ihrer Nähe entfernt werden konnte, und daß er sich in seinem Hause in der Rue Richelieu verschanzte und mit Kanonen so lange schoß, bis ihm das Pulver ausging. Als man ihn fing, hatte er auf seinem Herzen ein Bild der Talmont, auf dem sie mit nichts als einem königlichen Hermelin bekleidet war.

Dies sind drei, vier ihrer Abenteuer, aber eben nur drei, vier von hundert und nicht alle lassen sich erzählen. Es genüge zu sagen, daß sie eine der verliebtesten und geliebtesten und an heimlichen und, wenn es das Unglück wollte, auch öffentlichen Abenteuern reichste Dame des Hofes war, und nicht nur in ihren jungen Jahren, die unter die Regierung Ludwigs des Fünfzehnten fielen, auch weiterhin und beinahe bis zum Ende der ganzen Herrlichkeit, als im Jahre 1792 etwas, was sie bis dahin gar nicht bemerkt hatte, nämlich das Volk, sich rührte und in ihr Leben eingriff.

Es muß noch gesagt werden, daß sie mit achtzehn Jahren bereits dem Fürsten Talmont vermählt wurde, daß aber beide von ihrer Ehe weiter keinen Gebrauch machten und einander so fremd blieben, daß sie einer den anderen eigentlich nur bei Gesell-

schaften und Festen zu Gesicht bekamen. In den ersten Wochen und Monaten, vielleicht auch noch in den ersten Jahren der Ehe, war es gelegentlich zu Versuchen gekommen, einander näher kennen zu lernen, aber da ihre Ehe durchaus eine Vernunftheirat war, von den Eltern abgeschlossen, um die beiderseitigen Vermögen zusammenzubringen, und da der Ehe Kinder versagt blieben, so waren sie bald jeder seine eigenen Wege gegangen. Der Fürst, ein stiller und dem Hoftreiben abgeneigter Herr, lebte meistens auf seinen Besitzungen, die irgendwo in Südfrankreich lagen, oder stand als Soldat im Felde. Die Fürstin ging ganz in ihrem Leben am Hofe, in einer lauten, fröhlichen Geselligkeit, in ihren Liebschaften, Abenteuern und Intrigen auf. Und so waren sie beide alt geworden, das heißt, nicht mehr weit von den Sechzigern, als sie eines Nachts sich an einem Ort plötzlich nah und allein und zusammen sahen, wo sie einander zu treffen nie vermutet hätten, nämlich im Gefängnis.

Der Fürst war kurz zuvor nach Paris geeilt, um seinem Könige in den schwierigen Streitereien mit dem plötzlich sich rührenden Volk, das für den guten Fürsten natürlich nur Pöbel war, beizustehen. Da er aus der Provinz kam und ohnedies keinerlei Ahnung von Politik hatte, merkte er gar nicht, auf welch gefährlichem Boden er stand, hielt in der Versammlung der Notabeln, die der Nationalversamm-

lung voraufging, einige unbesonnene und ehrliche Reden, zog sich dadurch den Zorn des Volkes zu und war einer der ersten, die eingesperrt wurden, als man mit Ernst daranging, Frankreich zu einer Republik zu machen. Aber ich will von den politischen Ereignissen dieser Jahre nichts weiter sagen. Man kann sie überall nachschlagen und sie, je nach dem Standpunkt, erfreulich oder nicht erfreulich finden. Genug, eines Nachts erschienen die Häscher der neuen Zeit in dem Hause des Fürsten, um in seiner Person gewissermaßen ein gutes Stück der alten Zeit zu verhaften und einzusperren. Als sie in seine Zimmer drangen und ihn aus dem Bette holten, wollte sich der alte Mann zur Wehr setzen, aber seine Gemahlin, die im Nachtgewand aus ihren Gemächern herbeigeeilt war, warf sich ihm in die Arme, erklärte, er dürfe sein Leben nicht gefährden und sie wolle mit ihm gehen und werde nicht von ihm weichen. Und da sie hierbei blieb, so hatten die, die den Fürsten verhafteten, nichts dagegen und nahmen für einen Aristokraten deren zwei und warfen beide in das gleiche dunkle Kellerloch, das dem Fürsten als Gefängnis bestimmt war.

Es war kein sehr rühmlicher Aufzug, den die Häscher des Volkes, ziemlich derbe und grobe, aber ganz anständige Gesellen, da mit ihrer Beute machten, einem alten gebrochenen Mann und einem Wrack von einer Frau, von der in der Nacht, ohne die

verschönenden Künste ihrer Zofe, nicht viel übrig geblieben war.

Die beiden alten Leute also saßen im Gefängnis nebeneinander auf einer Holzpritsche und hielten sich, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben im gleichen Gefühl vereinigt, umschlungen und weinten. Bald aber faßten sie sich und sahen nun erst einander recht an. Die Fürstin entschuldigte sich allen Ernstes bei ihrem Manne, daß sie ohne jede Toilette vor ihm stehe, und auch er versicherte, daß es ihm in der Eile unmöglich gewesen, sich besser herzurichten. Dazu bemerkte er still bei sich und mit einem gewissen gerührten Erstaunen, daß das alte verwelkte Gesicht der Fürstin dem einer Amme, die er in seiner Jugend gehabt, ähnlich sehe, während die Fürstin gleichzeitig feststellte, daß der Fürst ihrem alten Kutscher, dem Johann, nicht unähnlich sei. Beide entdeckten unter allen Masken, die sie ein Leben lang getragen und die ihnen nun ein hartes Schicksal und das Alter plötzlich herabgerissen, ihre Menschengesichter, und da war es nur natürlich, daß sie anderen Menschengesichtern glichen, während sie bis dahin einander doch für etwas Besonderes und ganz Einziges gehalten hatten und gar nicht auf den Gedanken gekommen waren, sich anderen zu vergleichen.

Man weiß, daß das Schicksal der eingesperrten Aristokraten in jener Zeit nicht sehr angenehm war.

Mein Gott, man hatte Wichtigeres zu tun, als sich um sie viel zu kümmern. Man mußte das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufrichten. Man mußte die allgemeine Menschenliebe auf den Thron setzen. Der Aristokraten, die man für Feinde aller dieser schönen, neuen Einrichtungen hielt, erinnerte man sich nur, wenn man ihnen den Prozeß machte oder sie unter die Guillotine führte, um sie aus einer Welt hinauszubefördern, in die sie wirklich nicht mehr paßten. Inzwischen, während ihr Prozeß lief, der sich bei der Fülle der Geschäfte, wenigstens in der ersten Zeit, als man noch die Form wahrte, oft monatelang hinzog — später war man kürzer und bündiger — inzwischen also überließ man sie irgend einem Henker, der sie mit seinen Kumpanen bewachte, und der es für ein verdienstliches Werk hielt, ihnen das Leben so schwer wie möglich zu machen, da er glaubte, daß es bisher allzu rosig gewesen sei. In die Hände eines solchen Burschen waren auch der Fürst und die Fürstin geraten. Er gab ihnen zum Ruhen nichts als ein Bund Stroh und zu essen nichts als Wasser und Brot und als Salz einige Schimpfworte, Drohungen und geballte Fäuste, wenn sie ihn nicht freundlich genug begrüßt oder ihre Zelle nach seiner Meinung nicht sauber und ordentlich genug gehalten hatten. Zu allem Unglück hatten weder der Fürst noch die Fürstin in der Eile Geld zu sich stecken

können, und so blieb ihnen auch der Weg, auf dem manche der Gefangenen ihre Lage verbesserten, verschlossen.

Durch einen merkwürdigen Zufall war der Fürst dennoch in dem Besitz eines sehr wertvollen Gegenstandes. Er war, wie man wissen muß, ein Sammler von alten schönen Raritäten und Kunstwerken — schon das wird manchen für ihn einnehmen. Er besaß auf seinem Schloß eine der kostbarsten Porzellansammlungen der damaligen Zeit. Sie ist leider im Getriebe der Revolution später drunter und drüber und verloren gegangen. Er war Sammler mit dem Herzen und nicht nur mit dem Geldbeutel. Und so hatte er selbst in den letzten unruhigen Tagen immer noch die Augen für diese Dinge offen gehalten und gerade am Tage vor seiner Verhaftung das Glück gehabt, in dem Laden eines kleinen Antiquars in der Rue Vincennes eine große Kostbarkeit zu entdecken, nämlich eine gar nicht große, aber sehr zierliche und feine Meißener Arbeit, die, wie er an dem aufgedruckten Zeichen erkannte, aus den frühesten Zeiten der Meißener Fabrik, also aus dem Beginn der europäischen Porzellanfabrikation überhaupt, und da diese damals allein für den Kurfürsten von Sachsen arbeitete, zweifellos aus dessen Besitz stammte. Ja, was noch mehr war, der Fürst war so glücklich gewesen, festzustellen, daß es sich hier um das Gegenstück zu einer Gruppe handelte,

von der er bereits die eine Hälfte besaß und die nun erst vollständig war. Es war das um so erfreulicher und berauschte ihn fast, weil er wußte, daß dies Werk aus dem Besitz des Marschalls von Sachsen stammte, dem es sein Vater einst mochte geschenkt haben. Und also war das Stück für einen Franzosen, der an der glorreichen alten Zeit hing, von doppeltem und dreifachem Wert. Der Antiquar, der von all diesem nichts ahnte, nur soviel sah, daß es eine ziemlich freche, amoureuse Gruppe war, verlangte für das Werk ein ganz hübsches Sümmchen, das aber dem wahren Wert doch so wenig entsprach, daß der Fürst, nur um den Alten nicht aufmerksam zu machen, pro forma noch ein wenig herunterhandelte und dann das Kleinod sogleich einpacken und in einer Brusttasche seines Rockes über seinem Herzen wohlbewahrt verschwinden ließ.

Als er heimkam, überfiel ihn dort eine solche Fülle von schlimmen Nachrichten, daß es selbst ihm geschehen konnte, daß er das Figürchen vergaß und an seinem Platze ließ. Und dort blieb es, als er den Rock in der Nacht in aller Eile wieder anziehen mußte, und war es noch jetzt, während er im Gefängnis saß und überlegte, womit er seinen Kerkermeister wohl bestechen könne, damit er, nicht ihm, aber der Fürstin ein etwas besseres Lager und besseres Essen gebe.

Man muß zu seiner Ehre sagen, daß es dem

16*

Fürsten zwar einen tiefen Schmerz, aber keinen Kampf kostete, das Kleinod herauszugeben und es dem Manne anzubieten. Wenn es nur für seine eigene Person gewesen wäre, so wäre er lieber gestorben, als sich freiwillig von dem zu trennen, was ihm mehr als ein Rittergut wert schien, als ein Kunstwerk auseinanderzureißen, das ein seltener Zufall so schön wieder zusammengefügt. Aber das kann nur ein Sammler begreifen, und zwar nur einer von der alten Sorte, nicht von diesen neumodischen Alleskäufern und Geldprotzen, diesen Burschen, die mit Kunstwerken handeln, als wären es Kühe oder Kohlen, und die sogar ihre eigene Seele verkaufen würden, wenn sie ein Geschäft damit machen könnten und wenn ihnen irgend jemand dafür das Geringste geben möchte.

Nur ein Sammler von der alten Sorte, denen das Sammeln mehr als Liebschaft und fast ein Gottesdienst war, nur einer von diesen, sag' ich, kann begreifen, was es für den Fürsten bedeutete, sich von seinem Schatz zu trennen, und daß es nicht allein die damals gewöhnliche Galanterie gegen die Damen war, die ihn vermochte, dies Opfer seiner Frau zu bringen. Es war mehr, es war eine langsam und stark aufkeimende große Liebe zu der armen, häßlich gewordenen Frau, die sich da um ihn bemühte, ihm das Stroh aufrüttelte, ihm den Rock abstäubte und ihm mit aller Fassung, deren

sie fähig war, Vertrauen und Hoffnung beizubringen versuchte. Ja wahrhaftig, es zeigte sich, daß er noch nicht zu alt war, ein starkes großes Gefühl in seinem Herzen wachsen zu sehen, ein Gefühl, vor dem alles andere nichts war, was ihn sonst bewegte. Eine tiefe ruhige Leidenschaft, ein hohes inneres Glücksgefühl überwältigten ihn, wenn er den Kopf der alten Frau an seiner Schulter fühlte, wenn sie ihre knochig gewordenen Hände mit leiser liebkosender Gebärde in die seinen schob.

Und auch ihr ging es nicht anders. Als sie den, neben dem sie ein Leben lang hergelaufen, fast ohne ihn anzusehen, eingesponnen in ihre nun zerschlagene Welt, hier leiden, hungern und sich ohne Klagen fügen sah, als sie fühlte, welche schöne Menschenwärme von ihm ausging, wie er um sie besorgt war, den Arm unter ihren Kopf legte und sich mühte, das Lager so weich wie möglich zu machen, wie er sich anstrengte, aufrecht zu bleiben unter den Schlägen des Schicksals und vor ihren Augen als ein Mann, gefaßt und beherrscht zu stehen, da lernte auch sie ein Gefühl kennen, das vielleicht in dieser oder jener Liebschaft der frühesten Zeit sich leise geregt hatte, das aber nie so frei von allem körperlichen Begehren, so frei von allem Spielerischen und Äußerlichen, so aus der Tiefe des Herzens heraufgequollen war. Diese beiden alten Eheleute, die ein Leben lang nie Zeit gefunden hatten, sich

kennen zu lernen, erlebten hier im Gefängnis, im Angesicht des Todes und entblößt von allem, was sonst ihr Leben ausgemacht hatte, ein großes und starkes Glück, ein Glück, das Gott sei Dank nicht von äußeren Dingen abhängt, das ein Bettler so gut kennen lernen kann, wie ein König, ein Gefangener so gut, wie sein Kerkermeister, das Glück einer tiefen, alles verklärenden Liebe.

Man wird verstehen, daß es nach diesem den Fürsten keinen Kampf mehr kostete, als er die Zeit für gekommen hielt und als er den Kerkermeister etwas näher zu kennen glaubte, der lebendigen leidenden Geliebten an seiner Seite, die porzellanene Liebschaft in seiner Tasche zu opfern. Er zog die Figur also heraus und zeigte sie der Fürstin, ein wenig geniert, daß es eine so anstößige Gruppe war. Darin war sie freilich ziemlich abgebrüht und aus den heimlichen Schränken ihrer Liebhaber her an mehr gewöhnt. Sie betrachtete es also ganz unbefangen, erkannte, daß es eine Kostbarkeit war, und hörte dann auch von dem Fürsten, welch nähere Bewandtnis es damit habe, wie er aber jetzt entschlossen sei, es für sie zu opfern. Sie, die wußte, wie er an solchen Dingen hing und welche Überwindung es ihn kosten müsse, es herzugeben, wollte davon nichts wissen. Aber da kam denn, langsam und fast schamhaft, über seine Lippen das Geständnis, daß er für sie noch ganz andere

Kostbarkeiten und selbst sein Leben herzugeben bereit sei. Und kurz, es kam wirklich zu der schönsten gegenseitigen Liebeserklärung dieser beiden Ehegatten, zu Tränen der Freude und Umarmungen und dem lieblichsten Trost, den ihnen Gott in solcher Lage noch verschaffen konnte.

Am nächsten Tag, als der Kerkermeister, wie es dem Fürsten schien, nicht ganz so grob und unzugänglich wie gewöhnlich in die Zelle kam, machte er sich an ihn und holte das Schmuckstück hervor, und bot es ihm hin, versichernd, daß es einen großen Wert habe und daß jener ihm nur ein Weniges dafür geben möge, eine Matratze, eine Flasche Wein, weißes Brot oder dergleichen.

Der Mann, in seinem gewöhnlichen Leben ein Schuster und abgesehen von seiner politischen Meinung, daß man alle Aristokraten von Gottes wegen wie Hunde behandeln müsse, ein ganz umgänglicher, einfacher und gut bürgerlicher Mann, sah nicht so bald dies kleine, zierliche Spielzeug, das seinen einfachen und moralischen Augen wie etwas ganz ungeheuerlich Unanständiges vorkam, dergleichen er noch nie gesehen, als er auch schon darin ein neues Zeichen von der Verderbtheit dieser verruchten Klasse sah, die sich selbst im Gefängnis noch mit solchem schlimmen, unzüchtigen Tand abgebe. Er schlug also, ohne das Ding auch nur anzufassen, dem Fürsten derb auf die Hand, schrie „Du altes

Cochon" und freute sich, als das Stück auf dem Steinboden hart aufschlug und in tausend Scherben zersprang, während der Fürst sich noch rasch bückte, um wenigstens die Scherben aufzuheben, aber sehen mußte, daß hier nichts mehr zu retten war. Eine Flut von Schimpfworten stürzte über die beiden, die sich still und schweigend gegeneinander kehrten und dem sinnlosen Geschimpfe nicht anders zu entrinnen wußten, als indem sie ihre Ohren verschlossen, sich leise streichelten und aufwärts blickten gegen die Decke, wo ein Gewirr von grauen Spinnetzen alle Ecken ausfüllte.

Nicht lange darnach starben der Fürst von Talmont und seine Gattin auf dem Schafott, das sie Hand in Hand und aufrecht bestiegen. Noch einmal sah man, wie sie vor allem Volk, das sie nicht mehr bemerkten und dessen Gegenwart ihnen so fremd und gleichgültig war, als wäre eine Rotte von Hunden oder anderen Tieren um sie gewesen, sich lange nnd innig umarmten. Sie empfingen ihren Tod wie ein Löwenbändiger den seinen unter der Pranke des Löwen, den er nicht genügend gefesselt hat, und der auch nicht dem Löwen, sondern sich selber den letzten Vorwurf macht.

Vielleicht aber waren sie sogar schon darüber hinaus und gingen aus dieser Welt, in der nun, wie es schien, die Bestien regierten, deren Brüllen sie umtobte, gern und willig hinweg.

Als der Kopf der Fürstin, die man zuerst tötete, in den Sack hinunterstürzte, warf sich der Fürst rasch unter das Beil, benetzte sich mit dem Blut der Geliebten, die ihm noch, ehe sie sich niederbeugte, zugelächelt, und hatte es eilig, ihr nachzukommen in eine Welt, auf die er hoffte, und von der er nichts begehrte, als daß er dort mit der wieder vereinigt sein möchte, die er hier allzu kurz, aber mit aller Kraft seiner Seele geliebt hatte.